Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

הדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. G. Deutsch, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. August 1901. — Heft 8.

Literaturbericht.

Von **G. Deutsch.**

Neben einer Reihe von zum Theil recht interessanten Einzelwerken, die der Besprechung warten, ist ein Monumentalwerk auf meinem Schreibtische, das in erster Linie dem Publikum angezeigt werden soll. Eine jüdische Encyklopädie, der Traum jüdischer Gelehrter seit Jahrzehnten! Ihr Erscheinen wird, wenn, wie wir hoffen, das Werk vollendet sein wird, eine Epoche in der jüdischen, ja, in der wissenschaftlichen Literatur bedeuten.

Eine Encyklopädie beruht ihrem Entstehen nach auf dem Prinzipe der Arbeitstheilung und der dadurch erzielten intensiveren Arbeitsleistung; ihr Zweck ist ein Lehren der Details des Wissens mit möglichst geringem Zeitaufwand. Diesem Zwecke dient die alphabetische Anordnung. Unser Interesse ist gegenwärtig zu komplizirt, als daß wir immer aus Detailwerken schöpfen könnten. Wir wollen einmal etwas über die Schreibmaschinen, ein andermal über die Grundfragen der Geologie, ein drittesmal über die Geschichte der Philippinen erfahren, und da ist es nicht immer möglich, daß wir uns in das Studium der Detailwerke einlassen. Wir greifen daher zur Encyklopädie.

Neben einer solchen allgemeinen Encyklopädie giebt es noch Fach-Encyklopädien, die ein bestimmtes Fach in alphabetischer Anordnung lehren. Sie sind neben den allgemeinen Encyklopädien nöthig, weil diese den einzelnen Wissenschaften nicht genug Raum widmen können. Auf diesem Prinz-

ist die Jewish Encyclopedia aufgebaut, deren erster Band soeben im Verlage von Funk & Wagnalls Co. in New York erschienen ist. Sie soll in zwölf Bänden über Alles, was das jüdische Interesse berührt, Auskunft geben. Der Zahl nach stehen die biographischen und topographischen Artikel obenan. Wir haben eine große Anzahl Arons und Abrahams von Abraham ben David, dem Gegner Maimonides', bis auf Bernard Abraham, einen französischen General, wir finden Information über das Schicksal der Juden in verschiedenen Orten, das ist Städten, Provinzen, Staaten und Welttheilen. So beginnt der Band mit Aach und Aargau und enthält Artikel über Algier und Amerika. Wir haben ferner die interessantesten Artikel über theologische Gegenstände, wie Anthropomorphismus, Adoration (Anbetung), über Kultusbegriffe, wie Alija, über die verschiedensten synagogalen Melodien, wie Aboda, über rein wissenschaftliche Gegenstände, wie Alphabet, Akzente, Animals, (biblische Zoologie), über jüdisches Recht, wie Alibi, Adoption und dergleichen, selbstverständlich über jüdische Geschichte und Literatur; kurz, das Werk ist eine systematisch geordnete jüdische Bibliothek und wird jedem Forscher unentbehrlich sein. Es wendet sich jedoch nicht nur an den Fachgelehrten, sondern noch mehr an das große Publikum, das der Information über jüdische Dinge dringend bedarf, und das im praktischen Interesse des Judenthums die Verbreitung der Kenntniß von demselben fördern soll, denn nur durch die Kenntniß der jüdischen Geschichte können wir hoffen, das Vorurtheil gegen die Juden zu besiegen. Die Verlagsfirma hat ihrerseits das Beste zur Ausstattung des Werkes gethan. Der typographische Theil und besonders die Illustrationen sind auf das Sorgfältigste hergestellt. Die Illustrationen illustriren wirklich den Text und sind nicht, wie in so vielen anderen Werken, bloß ein Mittel, den oberflächlichen Blätterer über die Monotonie des Textes hinwegzutäuschen. Man findet nicht nur Portraits und Landschaften, sondern Bilder von alten und modernen Synagogen, Grabdenkmälern, Schriftproben, Reproduktionen von alten Urkunden, Münzen, Noten zur synagagalen Musik und so vieles Andere, was an und für sich ohne den Text schon belehrend ist. Die Verbreitung des Werkes ist eine heilige Aufgabe für die weitesten Kreise. Es sollte in keiner jüdischen Familie fehlen, und Förderer der jüdischen Literatur sollten es sich angelegen sein lassen, es in öffentlichen Bibliotheken wie in Bibliotheken christlicher Seminarien aufzustellen.

Neben dem schwersten wissenschaftlichen Geschütz sei die leichtbeschwingte Muse ein Plätzchen gegönnt. Ein sehr alter Bekannter begrüßt uns in der Erzählung „Selke" von A. Treu.*) Ich habe als Kind darüber bittere Thränen vergossen und darum die zweite Auflage mit besonderem Interesse begrüßt. Selke ist die Geschichte eines Knaben, dessen Heimathsdorf am Tage vor seiner Barmizwa der Schauplatz einer Judenverfolgung wurde. Unter der Beschuldigung, die Juden hätten einen Kirchendiebstahl verübt, werden sie angegriffen und verjagt. Selke befand sich während des Tumults gerade auf einem Spaziergang und wurde, als er bei seiner Rückkehr jammernd

*) Selke. Mortara des sechszehnten Jahrhunderts, Brilon, 1901.

nach seinen Eltern fragte, auf den Rath eines herzugekommenen Mönchs nach einem Kloster gebracht. Dort hält er allen Bekehrungsversuchen Stand und hat das merkwürdige Glück, als Zellennachbarn einen Marannen zu finden, den er daran erkennt, daß er in der ersten Nacht ihn die Hagada rezitiren hört. Der Maranne ist ein gelehrter Rabbi und unterrichtet Selke mit großer Hingabe. Unglücklicherweise stirbt er gerade in der Nacht, da Selke seine Flucht gelingt. Selke holt die Leiche seines geliebten Lehrers aus der Leichenkammer, begräbt sie an einem geheimen Orte und hat bald die Genugthuung, daß der erste Jude, den er unterwegs trifft und dem er sich entdeckt, die Leiche exhumiren und auf dem jüdischen Friedhofe beisetzen läßt. Selke wandert weiter, wird überall als gelehrter Rabbi bewundert, findet endlich auch seine Eltern und den Bruder sowie die treugebliebene Braut seines Lehrers, heirathet die Tochter dieses Bruders, und so wird er für die Treue zu seinem angestammten Glauben belohnt.

Die Erzählung ist mit dem warmen Herzen eines enthusiastisch dem Judenthum ergebenen Mannes geschrieben und wird deswegen auch enthusiastische Leser finden. Es ist dem greisen Verfasser aufrichtig zu gönnen, daß ihm die seltene Auszeichnung einer zweiten Auflage seines Buches zutheil wurde. Persönlich bin ich, seit ich das Buch zum ersten Male gelesen habe, ein Gegner der Romantik und ein entschiedener Anhänger des Realismus geworden, doch ist mir das Buch, trotzdem ich die Schicksale Selkes ein wenig zu wunderbar finde, höchst sympatisch, und Anderen, die nicht prinzipielle Realisten sind, wird es ebenso gehen. Als ein Detail will ich den Ausdruck „Dath" bemerken, den der Verfasser für die gewöhnlichen Ornamente der Thorarolle gebraucht. Das muß wohl ein Provinzialismus für טס sein, welches aus dem Arabischen stammt und ursprünglich Blech bedeutet, später in so ziemlich allen Kultursprachen für ein Gefäß gebraucht wurde und unserem deutschen Tasse zugrunde liegt. Ferner läßt der Verfasser seinen R. Nathan (Seite 75) zweimal taufen, was ein unnöthiger Verstoß gegen die Kirchenlehre ist, welche eine zweimalige Taufe nicht zuläßt.

Eine dankenswerthe Gabe ist ein kurzes Büchlein von 37 Seiten, welches die Geschichte der Gemeinde Ingolstadt behandelt. *) Ingolstadt besteht als „Kultusverein" erst seit 1884 und als Gemeinde seit 1892. Wie viele andere Städte hat es schon im Mittelalter eine Gemeinde besessen. Die urkundlichen Nachweise gehen auf das Jahr 1312 zurück, doch wird es wohl schon vorher Juden daselbst gegeben haben. Wie überall, handelt es sich in diesen Urkunden meist um das Darlehensgeschäft. Dann kommen die periodischen Vertreibungen, deren Ingolstadt drei hatte, 1349 im Gefolge des schwarzen Todes, 1384 und 1450, als die Austreibungs-Epidemie überall grassirte. Der Verfasser — das muß ihm zum Ruhme nachgesagt werden — hat sich der nüchternsten historischen Darstellung beflissen. Die beste Apologethik des Judenthums ist die schlichte Dar-

*) A. Friedmann: Die Geschichte der Juden in Ingolstadt (1300—1900), Ingolstadt, 1900.

stellung der jüdischen Geschichte. Allerdings waren die Juden im Mittelalter Wucherer, da das Geldverleihen der einzige ihnen gestattete Nahrungszweig war, aber die Hauptschuldigen waren die Fürsten, die durch Erhebung von Schutzgeldern und außerordentlichen Abgaben ihre Partner wurden und die, wenn der Volksunwille anläßlich einer geschäftlichen Krisis zum Ausbruche kam, die Schuldscheine der Juden für ungiltig erklärten unter der Bedingung, daß die Schuldner ihnen einen Theilbetrag zahlen sollten. Das Verfahren der Fürsten war daher ganz dasselbe als das der heutigen Geldverleiher, die sich hinter einen armen Teufel stecken, der den Namen zu dem unsauberen Geschäfte hergiebt, während der Gewinn dem stillen Sozius gehört. Anderseits war ihr Verfahren bei der Vertreibung der Juden nicht um ein Haar besser als das der sogenannten jüdischen Pleitemacher und durch die damit verbundene Brutalität nur noch viel schlimmer. Natürlich hatte „die Religion der Liebe" auch immer ihren Antheil daran. In Ingolstadt sollen die Juden einem Muttergottesbilde den Kopf abgeschnitten haben, der dann von selbst die Donau herabgeschwommen kam und natürlich große Wunder verrichtete. Das Hauptwunder für uns bleibt, daß das wunderthätige Bild nicht, wie in solchen Fällen üblich, die Donau aufwärts schwamm. Trotzdem wurde der Verfasser, weil er diese Geschichte als eine Sage bezeichnete, von der ultramontanen Presse auf das Heftigste angegriffen. Leider sind die Zeiten jetzt so gottlos, daß man ihm nicht einmal die Zunge ausschneiden oder die Hand abhacken konnte. Die Welt hat sich nämlich trotz des zionistischen Jammergeschreis ein wenig geändert, und in Ingolstadt leben heute neunzig Juden, obwohl noch 1846 ein strenges Gesetz erging, daß jeder Jude, der sich Geschäfte halber in Ingostadt aufhielt, sich bei der Polizei mit genauer Angabe seines Geschäftes und der Dauer seines Aufenthaltes melden müsse.

Wie Höschke Schmilowiz das Trinken lernte. Wie mir mein Weib, der Friede sei mit ihr, gestorben ist, habe ich vor Herzleid nichts gethan als geweint und getrunken, getrunken und geweint. Die Zeit heilt alle Wunden. Ich habe wieder geheirathet; das Weinen habe ich mir abgewöhnt, aber das Trinken ist mir geblieben.

Herr Uri in Berlin betrieb in der Spandauer Straße ein sehr bedeutendes Geschäft mit alten Kleidern. Obschon er der orthodoxen Richtung angehörte und sogar das Ehrenamt eines Gabbai in der Hauptsynagoge bekleidete, gab er doch einmal bei einer Vorstandswahl seine Stimme einem Mitglied der Reform-Genossenschaft. Als in orthodoxen Kreisen darüber Verwunderung ausgesprochen wurde, meinte Schaja Bochur: „Mich wundert es gar nicht, daß Herr Uri mit jenen Leuten auf gutem Fuße zu stehen sucht; er weiß, daß sie viel alte Sachen ablegen."

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Die freundlichen Leser werden gebeten, den Aufsatz unter diesem Titel zur Hand zu nehmen, der in der Aprilnummer dieses Blattes erschienen ist, und den ich wegen Raummangels bisher nicht fortsetzen konnte. Ich klagte in diesem Aufsatze über den Mangel an geschichtlichem Interesse bei den Juden und begründete ihn mit dem natürlichen Mangel an frohem Selbstgefühl. Trotzdem ist noch ein anderer wesentlicher Grund vorhanden, der in Betracht gezogen werden muß, und das ist die scholastische Geistesrichtung. Die rabbinische Theologie geht nämlich von dem Grundsatze aus, daß es nur ein einziges Judenthum gebe, und darum müssen die Autoritäten aller Zeiten und Orte übereinstimmen. Schon der erste Paragraph der Mischna gibt uns davon Zeugniß. R. Gamaliel dehnt dort die Zeit des Abendgebetes auf die die ganze Nacht aus, während andere Rabbinen sie bis auf die Zeit vor Mitternacht beschränken. Der Widerspruch ist späteren Gelehrten unangenehm und sie behaupten, daß die Ansicht des R. Gamaliel nur theoretisch gemeint sei, während die der anderen Rabbinen als praktisches Gesetz gelte. Wir sehen also, daß die rabbinische Theologie das Individuelle nicht anerkennen will. Damit ist ein wesentlicher Antrieb zur Geschichte verloren gegangen. Wenn die degenerirte Homiletik des 17. und 18. Jahrhunderts, repräsentirt in dem Polen Naftali Herz Ginzburg und in dem Orientalen Jehuda Rosanes Haman und Ahasverus ein talmudisches Problem diskutiren, oder gar Gott und die Engel die Frage behandeln läßt, wer in einer Entscheidung Recht habe, Maimonides oder Josef ibn Chabib, so liegt dieser traurigen Geistesverwirrung nur der Mangel an Verständniß für das Persönliche in der Geschichte zugrunde.

Dieser Mangel hat die Dürre unserer biographischen und unserer autobiographischen Literatur verschuldet. Josephus, abgesehen davon, daß er von dem griechischen Geiste genährt war, hatte das stolze Selbstbewußtsein eines Generals, der nicht wollte, daß die Nachwelt seiner vergesse. Dieses Selbstbewußtsein fehlte den mittelalterlichen Juden ebenso wie der Sinn für das geschichtlich Verschiedene, und so finden wir die merkwürdige Erscheinung, daß wir über einen so populären Synagogendichter, wie Eleazar Hakalir so gut wie gar nichts wissen, obwohl seine Werke weite Verbreitung in den Gebetbüchern fanden. Ebenso ist es höchst bezeichnend, daß ein zum Christenthum übergetretener Jude, Hermann der Prämonstratenser, im 12. Jahrhundert die Geschichte seiner Bekehrung schrieb, während seine Zeitgenossen und Landsleute, mit Ausnahme der dürftigen Berichte über die Gräuel der Kreuzzüge uns kein derartiges Werk hinterlassen haben. Zu derselben Zeit mit Hermann dem Prämonstratenser lebten Raschis gelehrte Enkel, aber keiner von ihnen schrieb Memoiren oder Erinnerungen an den berühmten Großvater. Ihre Geistesrichtung ist eben durch den bedeutendsten von ihnen, Rabbenu Tam, charakterisirt, der sagte: Wenn ich zwei Stellen im Talmud

finde, von denen die eine das gerade Gegentheil sagt von der anderen, werde ich sie doch harmonisiren.

Das Persönliche in der Geschichte muß wieder zu Ehren kommen, und zwar ganz besonders das Alltägliche, das uns ein Bild des Lebens und Fühlens der breiten Massen giebt. So sagt zum Beispiel Rab zu R. Chija: Das Verdienst der Frauen besteht darin, daß sie für den Unterricht ihrer Kinder in der Bibel in der Synagoge sorgen und den Unterricht ihrer Gatten auf der rabbinischen Hochschule ermöglichen, und auf ihre Gatten warten, bis sie ihren Kurs auf der Hochschule beendigt haben (Berachoth 17, a). Wir erfahren daraus, daß die Synagoge schon damals zugleich als Lehrhaus diente, daher bei deutschen Juden der Name Schul' für Synagoge. Es scheint ferner üblich gewesen zu sein, daß der junge Mann nach seiner Verheirathung noch einige Jahre die höhere Schule besuchte und daß sein Schwiegervater die Kosten seines Studiums bestritt. Leider fehlen uns die Anhaltspunkte für das Detail in dieser Richtung und wie gerne würden wir auf manche der durch Rab und R. Chija überlieferten Gesetze verzichten, wenn sie uns dafür etwas Kulturgeschichtliches zum Verständnisse des Lebens der babylonischen Juden aus dem dritten Jahrhundert gegeben hätten.

Somit ist die Begründung dieses Aufsatzes gegeben. Ich beabsichtige nicht, epochemachende Ereignisse darzustellen, sondern will im Gegentheil nur Alltagsgeschichten vorbringen, die den mit den altjüdischen Verhältnissen nicht vertrauten sowie den zukünftigen Lesern ein Bild eines theils entschwundenen, theils entschwindenden Kulturzustandes geben.

Meine Heimath ist Kanitz, ein kleines Städtchen in dem österreichischen Kronlande Mähren, zwei deutsche Meilen südwestlich von der Landeshauptstadt Brünn gelegen. Ueber die Geschichte dieser Gemeinde erfuhr ich nie etwas. Unsere Leute hatten eben Anderes zu thun, als sich darum zu kümmern. Feuersbrünste und in unserem Ghetto auch häufige Ueberschwemmungen mögen die älteren Gemeindearchive zerstört haben, und Privaturkunden erhielten sich in der Regel nicht länger, als sie praktischen Zwecken dienten. War diese Zeit vorüber, dann waren sie Makulatur, das man aus dem Wege zu räumen suchte. Unsere Synagoge trug die Inschrift: Unsere Vorfahren legten den Grund zu diesem Hause und es wurde vollendet im Jahre גדו̇ל יה̇יה̇ כבו̇ד הב̇י̇ת wobei die Buchstaben ב̇י̇ת die Jahreszahl anzeigen, also 1652. Das Haskarabuch ist in einem älteren Theile auf Pergament geschrieben und enthält unter den ältesten Eintragungen den Namen einer Frau, die den Platz zur Synagoge geschenkt hat. Da die ersten Blätter mit gleichmäßiger Hand geschrieben sind, so wurde das Buch wohl erst später aus älteren Notizen angelegt. Auf dem Friedhofe ist kein Grabstein leserlich, der über den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Der Grund hierfür liegt in der sehr ungünstigen Bodenbeschaffenheit, da weicher Lehmboden auf abschüssigem Terrain die Steine versinken ließ, menn sie nicht von Zeit zu Zeit aufgerichtet wurden. Schließlich waren die Monumente aus einfachem Sandstein und verwitterten früh. Den Wandel der Zeiten kann man daran auch erkennen, wenn man die Grabsteine der alten Glieder der Familie Gomperz mit denen des Mittelstandes von heute vergleicht. Die Gomperz waren eine Hofjudenfamilie,

deren Ahnherr Elias, genannt Elije Klef (aus Cleve), schon zu Zeiten des großen Kurfürsten eine hervorragende Rolle spielte, und die sich als Pächter des Tabakmonopols im 18. Jahrhundert in Brünn niederließen. Da in Brünn keine jüdische Gemeinde geduldet wurde und die Gomperz, welche aus dem Niederrhein stammten, keine Anlehnung an eine naheliegende Gemeinde hatten, wählten sie den Friedhof von Kanitz als Begräbnißstätte. Ihre Grabsteine sind einfache Sandstein- oder Marmorplatten.

So gehen die Alterthümer meiner Heimath nicht auf lange Zeit zurück. Es gab wohl noch einen aufgelassenen alten Friedhof, der aber nur zwei unleserliche Grabsteine zeigte. Ich vermuthe, daß die Ansiedlung der Juden aus dem 15. Jahrnundert datirt, als sie aus den größeren Städten vertrieben wurden — in Brünn geschah diese Vertreibung durch den Einfluß des fanatischen Mönchs Capistrano 1454 — und sich aus den freien Städten auf das Land begeben mußten, wo sie sich in den Schutz der für Geld leichter zu habenden Edelleute begaben. Die Gemeinde muß anfangs des 18. Jahrhunderts zu den bedeuteren gezählt haben, denn 1713 wurde daselbst einer der periodischen Gemeindetage abgehalten, auf dem ein Theil der mährischen Gemeindestatuten — die שי״א תקנות 311 Paragraphe — beschlossen wurden. Ein Theil des Protokolls, in prächtiger, aber sehr verschnörkelter Kursivschrift geschrieben, befindet sich noch in meinem Besitze und stammt wohl von meinem Ahnen Jakob Elieser Braunschweig, der damals dort Rabbiner war, und später von dem Hofjuden Samson Wertheimer unter dem Titel eines Hauskaplans — einen Rabbiner durften die Wiener Juden erst nach 1848 anstellen, da sie nicht berechtigt waren, eine Gemeinde zu bilden — nach Wien berufen wurde.

Kaiserin Maria Theresia hatte bekanntlich alle Juden aus dem Königreich Böhmen, wozu auch Mähren gehörte, vertreiben wollen (1744) und später sich damit begnügt, sie in beschränkter, nach dem damaligen Census bestimmter Zahl zu dulden. So hatte Kanitz 111 anerkannte Familien, deren Oberhäupter Familianten genannt wurden. Daneben gab es aber immer noch einige, die heimlich nach jüdischem Gesetze getraut waren — man nannte eine solche Trauung, weil sie heimlich, auf dem Dachboden, stattfand, eine „Boidenchassene“ — und die „Magranten“ (Emigranten) hießen, weil für sie die einzige Möglichkeit einer gesetzlichen Ehe in der Auswanderung nach Ungarn, dem gelobten Lande der Gesetzlosigkeit, lag. So dürfte denn das Städtchen unter den 3000 Einwohnern, die es besaß, gegen 600 Juden gezählt haben. Als ich heranwuchs, war die Blüthezeit der Gemeinde schon vorüber. Ein großer Theil der Gemeinde hatte sich ohnehin von jeher in Brünn ernährt, wohin sie am Montag Morgen oder schon am Sonntag Nachmittag zu Fuß gingen, und von wo sie am Freitag Nachmittag zurückkehrten. Sie hatten entweder eine Aufenthaltskarte für die Woche oder verließen jeden Abend die Stadt, um in einem Wirthshause vor den Thoren zu übernachten und am nächsten Morgen einen neuen Aufenthaltsschein zu lösen. Ein anderer Theil der Gemeinde hatte sein Geschäft nach kleinen Stadttheilen oder auch nach Dörfern verlegt, wo sie früher als Hausierer sich ernährten und jetzt entweder einen Laden hatten oder der Bequemlichkeit halber

ihren Wohnsitz aufschlugen, um in der Umgegend hausiren zu können. Unsere jüdische Volksschule hatte aber noch 1864 drei Lehrer, von denen der jüngste 100 Gulden Jahresgehalt und freie Verpflegung hatte, die er in der Weise erhielt, daß er jede Woche in einem anderen Hause aß. Die Anzahl der Schüler war aber, soweit ich mich erinnern kann, immer unter 60, und die Zahl der Lehrer wurde, noch ehe ich die Schule verließ (1868), auf zwei reduzirt. Seit etwa zwanzig Jahren ist die Schule eine einklassige, und sie wäre wohl lange schon aufgelöst, wenn die Regierung, welche nach dem Volksschulgesetze von 1869 die Schule als eine öffentliche übernahm, nicht die unangenehme Alternative vermeiden wollte, die jüdischen Kinder in die christliche Schule zu stecken, und den jüdischen Lehrern, die noch aus der liberalen Epoche herrühren, an christlichen Schulen eine Anstellung zu geben.

Der materielle Zustand der Gemeinde war ein sehr ärmlicher. Es berührt unsereinen, der die Verhältnisse kennt, immer eigenthümlich, die Fabel von dem Reichthum der Juden nicht nur von antisemitischer, sondern selbst von wohlwollender Seite als Grund für den Antisemitismus vorgeführt zu sehen. So sagt neulich Professor Siegfried in Jena, der sonst zu den gerechten Beurtheilern des Judenthums gehört (Theol. Jahresbericht 1899, Seite 124): „Es ist fast so, als ob es noch jetzt, obwohl die Juden-Christen Geldgeschäfte machen dürfen, ähnlich wäre," das heißt, daß die Juden allen Geldbesitz bei sich konzentriren. Also der Herr Professor weiß nichts von König Stumm, nichts von Krupp, nichts von den Fürsten Pleß, Hohenlohe und den zahlreichen Latifundienbesitzern, nichts von Carnegie, von Rockefeller, Gould, Vanderbilt und Astor; er sieht niemals in den jüdischen Blättern Stellen mit 1800 Mark ausgeschrieben, für die akademische Bildung verlangt wird und für die es immer noch eine Reihe eifriger Bewerber giebt. Er setzt wohl voraus, daß die 600,000 Mark, welche die jüdische Wohlthätigkeitsgesellschaft New Yorks jährlich für dringende Augenblickshilfe ausgiebt, ohne die Unsummen zu berechnen, welche für Hospitäler, Siechenhäuser, Bildungsanstalten und dergleichen ausgegeben werden, und die sich in die Millionen Dollars belaufen, einfach nur ausgegeben werden, um die guten Antisemiten glauben zu machen, daß nicht jeder Jude ein Rothschild sei.

In meiner Heimath gab es überhaupt keine reichen Leute. Eine erschreckend große Anzahl war bettelarm. Ich erinnere mich, daß ich für meinen Vater und für andere Verwandte vor den Feiertagen und an Jahrzeitstagen Allmosen herumtrug, die von 12 und 18 Kreuzern bis zu 50 Kreuzern stiegen, dabei gab es aber noch immer Arme, die nicht einmal Allmosen nahmen. Die Wohlhabenden waren übrigens auch sehr enge in ihren Anschauungen von Ansprüchen ans Leben. So zweifle ich sehr, ob es ein einziges Haus gab, in dem man regelmäßig zweimal des Tages eine Fleischmahlzeit einnahm. Sicher ist, daß es für die Mehrzahl einen Luxus bedeutete, auch nur einmal des Tages Fleisch zu genießen. Von dem Leben der Armen kann ich durch folgende buchstäblich wahre Geschichte ein Bild geben. Bele Mukden war eine steinalte Frau, die von einem Sohne und einer Tochter, die die Woche hindurch hausierten, ernährt wurde. Sonntag Nachmittags gingen die beiden fort, ließen der Mutter, wie gewöhnlich, abgekochten Kaffee für

die ganze Woche zurück. Das sparte der alten Frau nicht nur Arbeit, sondern vor Allem Feuerungsmaterial, denn sie konnte ihr Töpfchen zu Nachbarn tragen, die es ihr wärmten. Nun starb die alte Frau im Anfang der Woche; die Kinder wurden aus dem Dorfe geholt und fanden fast den ganzen Vorrath an Kaffee noch unberührt vor. Da Wasser nach dem abergläubischen Gebrauche der alten Juden ausgeschüttet werden muß, wenn ein Todesfall im Hause eingetreten ist, weil der Todesengel sein Schwert darin abwischt, so entstand die Frage, wie es mit dem Kaffee, der nicht viel besser als Wasser war, zu halten sei. Die Frage wurde dem Nachbar Leser vorgelegt, der, weil er für Geld Kaddisch sagte und ähnliche Jobs verrichtete, für einen Gelehrten galt, und Leser entschied natürlich, daß der Todesengel im Nothfall auch Kaffee zum Abwischen seines Messers benütze, und der Kaffee wurde ausgegossen. Als ich 1896 in Europa war, begegnete ich Loser, dem Sohne der alten Bele Mukden in Brünn, wo er wie gewöhnlich seine armseligen Einkäufe machte. Ich fragte ihn nach seinem Befinden und er erzählte mir die gewöhnliche Leidensgeschichte der alten Hausierer. Die Schwester lag an Wassersucht krank danieder, er war auch nicht mehr im Stande, einen schweren Waarenpack zu schleppen; überdies könne der Hausierer in jetziger Zeit, wo die Kommunikationen mit Brünn so leicht und billig seien, nichts verdienen. Mich jammerte der alte Mann und ich gab ihm, was ich gerade in kleiner Münze bei mir hatte, es dürfte etwa 10–15 Cents nach amerikanischem Gelde gewesen sein. Ich wünschte, Herr Geheimrath Siegfried hätte das glückliche Gesicht sehen und die demüthigen Wünsche hören können, die der alte Loser auf mich und die Meinen herabflehte, und wie er sich bemühte, den Namen des edlen Wohlthäters zu erfahren, den ich ihm begreiflicherweise nicht sagte, weil ich nicht wollte, daß man in meiner Heimath wisse, wie wenig ich zu geben im Stande sei.

Eine andere Geschichte wird, obwohl anekdotenhaft, die ökonomische Lage noch besser illustrieren. Von einer als dumm bekannten Person wurde als besonders typisch erzählt, daß sie, mit der Kost ihrer Mutter unzufrieden, ausrief: Beim Vetter Jermije kocht man „Poividlkrepplech" (Karpfen mit Pflaumenmus gefüllt). Eine solche Kost bedeutete einen so wahnsinnigen Luxus, daß diese Aeußerung des armen Frauenzimmers soviel bedeutete, als ob meine Kinder jeden Tag Trüffelpastete und Champagner verlangen würden. Man muß ferner bedenken, daß in unserer Gegend eine sehr reiche Pflaumenkultur ist und das Pfund Pflaumenmus etwa acht Kreuzer kostete. Was für ein Krösus der Vetter Jermije war, dürfte daraus ersichtlich sein, daß er seinen Tod fand, als er mit seinem schweren Waarenpack den gefrorenen Fluß überschreiten wollte und durch das Eis brach. Einem großherzoglich sächsischen Geheimrathe wird das noch nie passirt sein.

Die Mehrzahl der Juden in unserem Städtchen war wie überall Händler, und unter ihnen waren fast alle auf Hausieren und Märktebesuch angewiesen, doch gab es auch eine Anzahl von Handwerkern. Da sie bis nahe an meine Zeit von den Zünften ausgeschlossen waren, hatten sie keine gehörige Ausbildung genossen und waren auf Flickarbeit beschränkt, doch gab es mehrere Schuster, darunter einen, der etwa zwanzig Gesellen beschäftigte,

einen Schneider, der, wenn ich nicht irre, in Ungarn, wo es keinen Zunftzwang gab, seine Lehrzeit zugebracht hatte, einen Schlosser und einen Tischler, die schon in nachmärzlicher Zeit ihre Lehre durchgemacht hatten; auch war der einzige Buchbinder des Ortes ein Jude. Wie mein Vater mir erzählte, war das Buchbindergewerbe in dieser Familie erblich gewesen und irgend ein Vorfahr des Jainkev Buchbinder, den ich kannte, war schon zur Zeit der Kindheit meines Vaters Buchbinder gewesen. Wie das bei der damaligen Zunftgesetzgebung möglich gewesen war, vergaß ich zu fragen. Ich erinnere mich nur, daß mir mein Vater erzählte, jener alte Buchbinder habe sich, da er begreiflicherweise zumeist mit Gebetbüchern zu thun hatte, für einen Gelehrten gehalten und darauf bestanden, daß man מוריד הגשם mit Kamez sagen müsse, was natürlich den muthwilligen Jungen Anlaß war, sich beim Gebete neben ihn zu stellen und recht laut מוריד הגשם mit Segol zu seufzen.

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

Der ewige Gott formte den Menschen aus Erdenstaub und hauchte in sein Antlitz den Lebensodem! (Genesis 2,7.)

Nichts in der ältesten Theosophie, nichts in der neuesten Philosophie, nichts in der ganzen, so wechsel- und gliederreichen, so lange und vieltausendjährigen Weltspekulation der frömmsten und besten Metaphysiker — nichts von dem allen reicht an diese einfache Schilderung der biblischen Genesis heran! Hier ist lauter Wahrheit ohne Dichtung, lauter Thatsache ohne Phantasterei. — Der Stoff wird lebendig, doch nicht durch seine eigene Lebenskraft. Wo soll, wo kann der todte, leblose Stoff diesen Gottesfunken hernehmen, wenn nicht in dem ewigen Schaffenstriebe des Weltengeistes, der über den Stoff seine waltende Allmacht manifestirt?!

Und da wollen die Staubgeborenen, die sich so gerne auf Uebermenschen ausspielen, sich auch über Gott hinwegsetzen? Auch die dummen Uebergescheidten werden nicht alle! —

„So oft Moses betete, that er's zielbewußt." (Berachoth 32a.)

Ein Schmerzensschrei ist kein Gebet. Der bloße Hilferuf des Jammers, der Stoßseufzer, den Qual und Pein gen Himmel richtet, so innig und gläubig er sich an Gott, den Retter und Erlöser aus allen irdischen Nöthen, wendet, ist allerdings ein Beten, aber kein Gebet. Wer mit Gott im Gebete verkehrt, soll die Ordnung der Dinge nicht verkehren! Gott steht über dem Beter und nicht unter ihm. Nicht, was ich von Gott will, sondern das allein, was er von mir will, hat im Gebet den gewünschten Erfolg. Das sollen wir von dem Meister-Propheten lernen: die ziel- und pflichtbewußte Andacht im Gebet.

„Der Wissenschaft erste Frucht soll die Ehrfurcht vor Gott sein. Die reine Vernunft ist nur denen eigen, welche beides (Wissen und Glauben) bethätigen." (Psalm 111,10.)

Wer da Gott blos fürchtet, ihn blindlings anbetet, sich vor ihm sklavisch im Staube windet, hat seinen wahren Menschenberuf verfehlt, tritt seine erhabene Menschenwürde mit Füßen. Wer von Gott Nichts weiß, weil er einfach von Gott nichts wissen will, wer sich feige hinter der vorgeblichen Unwissenheit des Agnostizismus versteckt oder gar verkriecht, um ja, um Gotteswillen! nur jedem Gedanken an Gott auszuweichen, das ist ein Schwächling, der sich selbst die Ohnmacht vorheuchelt, ein Zärtling, welcher sich einredet, der Kampf um die Wahrheit sei ein zu rauhes und gefährliches Geistesunterfangen für ihn.

Die Gotteserkenntniß als reine Wahrheit ist nicht unerreichbar. Die Gottesfurcht als der reinste moralische Antrieb ist nicht unvernünftig. Im Gegentheil! Wo diese zwei höchsten ethischen Gewalten den Menschen zur Menschlichkeit erziehen, wo Wissen und Glauben in der reinen Vernunft ihre gemeinsame Wurzel finden und sich als Zwillingsgeschöpfe des göttlichen Geistes im Menschen bethätigen — dort erreicht die Humanität ihre höchste Blüthe, dort reift sie ihre köstlichsten goldenen Früchte aus!

Kosmopolitismus, Patriotismus und Judenthum.

Von A. Treu.

Ist die Erde aus dem Winterschlafe erwacht und hat der Frühling Luft und Lebenstriebe geweckt, dann prangt der Wald wie ein Tempel Gottes. Wie erfreuen uns die hochstämmigen Bäume mit ihren herrlichen Kronen, das dichtlaubige Unterholz des Strauchwerks, die saftigen, duftigen Kräuter mit ihren Blumen und der schwellende Moosteppich! Nun hebt sich der Wind, zum Sturme anschwellend, und in dem Gebräuse kämpfen die Aeste und Zweige der Hochgewachsenen mit Blätterrauschen. Indem die Aeste im Hin- und Herwogen sich vertheidigen, schützen sie gleichzeitig die schwachen Gewächse unter ihnen. Der über dem Walde dahinbrausende Gewittersturm besänftigt sich, und es kehrt der Waldesfrieden wieder ein. Der Blumen Farbenpracht ist gehoben; die gefiederten Sänger stimmen wieder ihren Wettgesang an, und gleich flatternden Blumen gaukeln die schönfarbigen Schmetterlinge von Blume zu Blume durch das frisch duftende Grün. Alles stimmt zur Erhebung und Andacht.

So verschieden auch die Arten, die Gattungen der am Boden haftenden Pflanzen, sowie die sich frei bewegenden Lebewesen sind, die Farben wechseln, die Sänger im gemischten Chore ihr Dasein jubilirend verkünden und der Wald dem Menschen seine verschiedenen Gaben zum Nutzen, zur Heilung und Freude bieten: dieselbe, gleiche Himmelsbläue schaut auf des Waldes Grün herab, dieselbe Sonne spendet Licht und Wärme zum Wachsen und

Gedeihen. Des Himmels Thau und der Erde Fettigkeit ist aller Gewächse Nahrung — und dennoch die Mannichfaltigkeit in Bestimmung und Wesenheit. Und Alles soll in die Harmonie einstimmen mit den Worten nach der ersten Schöpfungswoche: „Jegliches nach seiner Art, daß Alles gut sei, und einmüthig erfülle den Willen des Schöpfers."

Zwar haben alle Pflanzenarten ihren besonderen Erdstrich, wo sie heimathen, den für sie gewählten Boden, in welchem sie gedeihen. Aber sie wandern auch und siedeln sich anderswo an. Diese Gattung, zuerst in Amerika gefunden, fand zur Verwunderung der Menschen ihren Weg durch Wolken, Wellen und Wind u. s. w. nach entlegenen, fernen Gegenden, andere sind durch Menschen aus Afrika, Asien u. s. w. zu uns gebracht; aus Gästen Einheimische geworden, nähren, heilen uns, zieren unsere Gärten und Felder.

Ein fleißiger und sachverständiger Gärtner bestellt seinen Garten. Dort pflegt er eine Baumschule, da baut er Gemüse, hier zieht er Blumen, dort tragen Obstbäume köstliche Früchte. Alles gedeiht zu seinem Nutzen und zu seiner Freude, und alle guten Menschen freuen sich des Anblickes. — Ein Knabe bleibt am Zaune stehen und sieht lüstern nach den Kirschen. Der Gärtner sieht ihn, pflückt einige Kirschen nnd reicht sie dem Knaben über den Zaun. Dieser ist hocherfreut und geht dankend weiter. Des Nachbars Tochter kommt desselben Weges und bewundert die prächtigen Rosen. Der Gärtner bricht eine Rose und beschenkt damit das Mädchen, welches dankend sie an ihren Busen steckt.

Dieses heitere Bild des Gartens, das zufriedene Antlitz des Gärtners haben sich verändert. Er tritt eines Morgens an das Gartenthor. Was muß er sehen! In der Morgenfrühe waren Unholde in den Garten eingebrochen. Der Eine zerbrach Rosenstöcke, ein Anderer zerstampfte Blumenbeete, ein Dritter durchsägte den Stamm eines Kirschbanmes, ein Vierter zerwühlte eine Kartoffelpflanzung, ein Fünfter zerstampfte Blumenbeete. Sie waren bei diesem Zerstörungswerke mit einem Eifer an der Arbeit, werth einer edlen Absicht.

Einen Augenblick stand der Besitzer starr, wie angebannt; dann rief er entrüstet: Was wollt ihr hier, was soll das Zerstörungswerk! — Jene blickten trotzig auf. Einer derselben stemmte seine Arme in die Seiten und schrie höhnend? Was wir wollen? Hast du noch den Muth zu fragen? Wir wollen und werden aus unserem heimischen Boden die Fremdlinge ausrotten. Fort mit den Orientalen, den Amerikanern, Italienern und allen Eindringlingen! diese sollen den Urgermanen Platz machen, den Rettigen, der Gerste und dergleichen."

Der tief bekümmerte Eigenthümer griff in seinem gerechten Zorne einen Karst, holte eine Schußwaffe, warf diese aber bald beiseite, um nicht Blutschuld auf sein Haupt zu laden. Er suchte und fand Hülfe bei seinen Nachbaren. Die Gesellen entflohen und ließen Verwüstung zurück.

Was hätte der Geschädigte nicht alles über Gemeinschaft und Eigenart, Veredlung durch Austausch sagen können! Er hätte tauben Ohren und verwilderten Gemüthern gepredigt. Alle Menschen sind Brüder, jeder ist mit

uns verwandt. Auf dieser Grundlage müssen alle Verschiedenheiten zur Harmonie werden, zu einem Bündnisse Aller unter Berechtigung der Eigenarten nach der Bestimmung und dem Willen des Vaters Aller.

Das herrliche Gesammtbild des Waldes, nachdem der holde Lenz ihn bräutlich geschmückt hat, das Zusammenwirken der Baumgruppen in dem großen Gemälde der Natur, die Pflanzengattungen, zusammengehalten mit dem wohlgepflegten Garten, reich an Zierpflanzen und Nutzgewächsen: in beiden rückt uns die Natur ein Spiegelbild vor. Wie die Baumgruppen am Rande eines klaren Wassers in diesem sich getreulich wiederspiegeln, obzwar umgekehrt, nämlich die Krone nach unten in die feuchte Tiefe gerichtet, so zeichnen jene Naturbilder die große Menschen- oder Völkerfamilie mit ihren einzelnen Gruppen bis herab zu den Individuen, die zu dem Gesammtbild nothwendig gehören. Nur in der gegenseitigen Ausgleichung und Ergänzung erfüllt das Ganze als solches, wie der Einzelne für sich und für die Gesammtheit seine Bestimmung. Die Kette besteht aus Ringen. Wie die Ringe ihren Werth durch die Kette erhalten, so diese ihren Werth durch jene Gemeinsamkeit und Gleichheit, die jedem seinen spezifischen Werth unbestritten anerkennt, das sind die Grundlagen des Glückes in unserem Erdenwallen.

„Wenn die Ros' sich selber schmückt,
Ziert sie auch den Garten."

Die Natur ist die Nährmutter der Kunst und Wissenschaft. Die Kunst holt nachahmend ihre Gebilde aus der Natur nach Farbe, Formen und Tönen, die sich in der Poesie (Dichtkunst) harmonisch wiederfinden und vereinen. Die Wissenschaft zieht aus ihr, der Natur, die Gesetze der Nothwendigkeit und des Rechts. Kunst und Wissenschaft zeichnen in ihrer natürlichen Entwickelung, sofern sie Irrwege vermeiden, die Bahn der Kultur vor. Die Natur ist nach dem Ausspruche eines Dichters „fühllos" und spendet Licht und Leben über Gute und Böse. Jene dagegen haben ihre Quelle in einem höheren Reiche, aus welcher sie ein Ideal mitbringt und sich selbstbewußt ein neues Gebiet schafft, das des Wahren, Schönen und Guten. Die Erreichung dieses Zieles ist von den edelsten und weisesten Männern aller Zeiten und Völker als das goldene Zeitalter geweissagt worden, das allen Menschen gleiches Recht verheißt, alle gleich und glücklich machen.

Israel trug mit seiner Lehre die Fahne des Völkerfriedens voraus. Die Werkzeuge des Krieges sollen in Werkzeuge des ungetrübten Friedens und Fleißes umgewandelt werden, ein Volk soll gegen das andere das Schwert nicht erheben. In diesem Sinne haben denn auch Weise anderer Nationen gelehrt.

Zwar kam der ehrliche, schwärmerische Genfer Philosoph Rousseau in seinem Discours sur l'origine et les fundaments de l'égalité parmi les hommes — ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? — in Folge einer von der Akademie zu Dijon gestellten Preisfrage zu dem Schlusse, man müsse die Menschen in die Wälder treiben, damit sie gleich und glücklich würden. Diese Schrift brachte die ganze gelehrte Welt Europas in Harnisch, und

selbst der gemüthliche und feinfühlige Wieland legte eine Lanze gegen Rousseau ein. Das hätte der klare Kosmopolit Wieland nicht nöthig gehabt. Die Gleichheit in der Unkultur kann der Philosoph nicht gemeint haben. Vielleicht wollte er die Gleichheit aller Stände im Recht und die Freiheit des Gewissens symbolisch näher bringen, wie später denn auch Mancher in jener preisgekrönten Schrift den Anwalt für Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit erblickt hat, der den Zündstoff für die französische Revolution angefacht habe. Jean Jacques kann es mit dem rohen Waldmenschen nicht ernst gewesen sein. Hätte er die Segnungen wahrer Kultur als ein Unglück für das Menschengeschlecht gehalten, nimmer hätte er seinen „Emil" zur Welt gebracht. Denn dieses Werk ist ein Buch, das trotz mancher gewagten Paradoxen von großer Bedeutung auf dem Gebiete der Pädagogik ist. Goethe nennt es mit Jean Pauls „Lewana" die Bibel (oder ein Evangelium) unter den Erziehungswerk. Unleugbar muß zugegeben werden, daß eine gute Erziehung die Grundbedingung wahrer Kultur ist, zu der alle Menschen berufen sind, — und wer mit Wort, Schrift und That für gute Erziehung wirkt, der macht sich um die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes verdient. Er hat den Blick auf das Ganze gerichtet. Die gute Erziehung kommt dem Empfänger, der Familie, der Gemeinde, dem Staate, allen Menschen zugute. Ein guter Weltbürger muß sich in der Vaterlandsliebe bewähren, das Wohl seiner Gemeinde fördern helfen, ein guter, gewissenhafter Gatte und Familienvater sein. Daraus entstehen Pflichten, von denen keine die andere ausschließt; sie ergänzen und bedingen einander.

Das Kind kommt als Mensch in die Erscheinung zur Welt. Es erscheint im Bilde eines zarten Stämmchens, das sich durch alle Entwickelungsstufen hindurchwachsen muß bis zur schatten- und fruchtreichen Krone, die der fast alle höheren Güter der Menschheit. In diesem Sinne haben gelebt und gelehrt die Edelsten und Weisen aller Kulturvölker.

Wahre Bildung bedarf der Pflege der geistigen Kräfte; im Paradiese stand der Baum der Erkenntniß, — und der Erweckung des Triebes zur Menschenliebe; sie ist die nährende Sonne, Licht und Feuersäule zur Bethätigung des Guten für alle Menschen, ohne Unterschied des Volkes, Religionsbekenntnisses oder Standes.

„Habe den Sinn auf das Ganze gerichtet,
So bleibt dir der Streit im Busen geschlichtet."

Die Ideale der Kultur, deren Umfassendes die Religion ist (nicht zu verwechseln mit Gebräuchen, Dogmen und dergleichen), können unstreitig nur in Verbindung der Menschen die Führer zum Glücke und den Frieden in uns und mit der Außenwelt sein.

Würde man Rousseau so verstehen, als wollte er die Menschen in ihrem Naturzustande isoliren, in eine Haide, einen Urwald oder in eine Wüste treiben, sie zu Einsiedlern machen, wie könnte der Mensch Tugend, Recht und Liebe üben, deren Anerkennung und Ausübung nur der krasseste Egoismus verwirft. Kann denn ein von der Gesellschaft losgelöster Mensch wirklich religiös sein? Religion bethätigen? Wohl, er mag fasten, beten, sich geißeln,

an einen Baum oder Pfahl binden lassen, auf eine Säule stellen oder sich in einen Ameisenhaufen setzen. All dergleichen sind Opfer, die der Ewige nach des Propheten Jesaias Wort verwirft. Eine Entbehrung, die dem Bedürftigen oder Leidenden zugute kommt, das ist eine religiöse Handlung, ein guter, edler Gedanke ist ein Gebet, die Erforschung einer Wahrheit, welche die Menschen von Vorurtheilen und Irrthümern befreit und ins Leben einführt, die es Andern erleichtert, bessere Lebensverhältnisse bringt, das ist eine gottgefällige That im Geiste der vom Uebel erlösenden Wahrheit. — Haben Moses, Sokrates, Galilei, Spinoza, Keppler, Lessing, Wieland, Schiller, Goethe, Herder, Benjamin Franklin *) für sich und ihre Zeit, oder blos für ihr Vaterland gelebt — auch wohl entbehrt und sich abgemüht zu egoistischen Zwecken, oder sind sie gleich Funken ausgeströmt dem ewig Allwaltenden und für die Menschen in die Erscheinung gerufen? Sie schauten in die Zukunft und bauten am Tempel der Wahrheit und Menschenliebe, sie dachten für die Mit- und Nachwelt.

Das Wesen und Wirken jener Männer wurzelte in der Religion, der Quelle aller wahren Civilisation. Jene, nicht zu verwechseln mit Confession. Sie ist göttlichen Ursprungs und führt zu Gott, der Urquelle alles Daseins, zurück. Sobald das Menschenkind diese physischen Spuren und die denselben dienenden physischen Organe so weit entwickelt hat, daß das Bewußtsein des „Ichs" zum Durchbruche kommt, dämmert in ihm das Ahnen eines Uebersinnlichen auf, mit den Fragen: Woher? Wohin? Warum? Es sucht sich in der Verbindung mit dem Unendlichen zurechtzufinden, das Gleichniß zu enträthseln, worauf das Vergängliche deutet.

Es sei erlaubt, besonders für Väter und Mütter, eine kurze Abschweifung, die indeß doch in den Rahmen dieses Vortrags gehören mag, zu machen. Sie ist so wichtig, daß sie einen eigenen Vortrag verdiente. Ich meine die Pietät. Die Erklärung des Wortes „Religion" hat noch nicht die umfassende Bestimmung gefunden. Herder meint „Frömmigkeit, man lehrt Glauben an Gott u. s. w." Vielleicht dürfte dem allgemeinen Ausdrucke zur Erklärung ein anderes Fremdwort beigegeben werden, nämlich „Pietät," mit dem Zusatz: Ehrfurcht, Schonung, Scheu und Ehrfurcht vor Euch; die Eltern müssen das Beispiel geben, daß sie Ehre verdienen, Ehrfurcht vor dem Allvater, Achtung vor dem, was dem Nächsten gehört und werth ist, Pietät vor allem, was da lebt, vor allen Menschen, wo sie auch leben, weß Glaubens sie auch sind. —

Die Hetzer lassen sich hingegen von unlautern Trieben leiten, der Egoismus ist ihr Gott. Sie würden von ihrem menschenschänderischen Treiben ablassen, wenn in ihnen noch ein Funke von Pietät angefacht werden könnte. Mit der Pflege der Pietät fahrt ihr Eltern für euch und eure Kinder wohl.

---

*) J. G. Foster über Benjamin Franklin: „Seine Vaterlandsliebe war seine erste Tugend. Der Pflicht, seinen Mitbürgern zu dienen, setzte er seine Privatmeinungen nach. Ihr Unglückseligen! an deren Gewissen ein Tropfen Menschenblut um Rache ruft, wie gern erkauftet ihr mit euren beiden Indien das Bewußtsein eines Weisen, der alle seine Mitgeschöpfe mit Liebe umfaßte und schuldlos blieb am Tode eines einzigen vernünftigen Wesens. —

(Fortsetzung folgt.)

Gott und Natur.

Von Louis Schwartz.

Gott befiehlt, was gut thut, Segen kommt von Oben,
Oft wird dieser, uns zu prüfen, aufgeschoben. —
Trau nur: „aufgeschoben ist nicht aufgehoben,"
Täglich sollen wir darum die Allmacht loben.

Die **N**atur ist Gottes Allmachts Bote nur,
Denn **a**lles bringt sie uns zur Lebenskur;
Sie **t**rägt uns über Berg und Thal und Flur,
Uns **u**nterrichtend bis zur kleinsten Spur,
Stets **r**egelrecht und pünktlich, wie die Uhr.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Ein wirklich Talent ist niemals latent, und ein echtes Genie geniert sich nie! Aber die Unverfrorenheit allein macht noch keinen Genius.

Da stand er groß, voll Pomp und Pracht
Der Held der jüngsten Jahre.
Das war ein Stolz, war eine Macht!
Jetzt ist's die feilste Waare!
Ach! lauter Wind und leerer Trug
Der Götzen, dem er diente.
Der Geist, der ihn zur Höhe trug,
Warf stracks ihn in die Tinte ....
Ich sag' es nicht, wie er wohl heißt,
Wo jeder Finger auf ihn weist.

Leo Tolstoi ist krank. So ist auch der junge Zar. Beide sind gefürstet und gekrönt. Doch die Krone der Unsterblichkeit hat der Greis sich längst erworben. Der junge Despot wird sie als Cäsar, und mag er noch so schlau mit dem „Ewigen Frieden" congräßlich coquettiren, niemals erringen! Man muß erst „Selbstbeherrscher" sein, wenn man den Namen Selbstherrscher in Ehren tragen will. Nikolaus (griechisch Volkssieger) heißt thatsächlich nur der, wer sich selbst besiegt. Ginge der junge Zar bei Tolstoi in die Schule, anstatt sich vom „Heiligen Synod" gängeln zu lassen, dann könnte aus dem Moskowiter-Reich doch noch thatsächlich das räumlich wie zeitlich größte Weltreich werden. Frommer Wunsch!

Jüdische Gedenktage.

August.

1\. 1298 Judenschlacht in Nürnberg, in der der talmudische Autor Mordechai ben Hillel und der Synagogen-Dichter Abraham ben Josef erschlagen wurden.
1641 Schutzbrief, der die Gemeinde Altona gründete.
1789 Abraham Isaac Castello, Dichter und Prediger, Livorno, gest.
1811 Wuchermandat in Sachsen erlassen, gegen die Juden gerichtet.
1857 Abraham Danon, Director des Rabbiner-Seminars in Constantinopel, geb.
1875 Samuel Mayer, Rabbiner und Autor, Hechingen, gest.
1887 Isaac Margolis, hebräischer Schriftsteller, New York, gest.

2\. 1371 Dreihundert Juden in Mallorca erschlagen.
1492 Auswanderung der Juden aus Spanien.
1579 Don Josef Nasi, Herzog von Naxos, Konstantinopel, gest.
1675 Portugiesische Synagoge in Amsterdam eingeweiht.
1784 Simcha Calimani, Rabbiner und Autor, Venedig, gest.
1794 Nathan Maaß, Rabbiner, Frankfurt a. M., gest.
1819 Judenkrawalle in Würzburg.

3\. 1603 Tamar Barocas und der Proselyt Diego de la Assencion in Lissabon von der Inquisition verbrannt.
1836 Carl Asser, Mitglied des holländischen Staatsraths, Amsterdam, gest.
1839 Dorothea Schlegel, Tochter Moses Mendelssohns, gest.
1890 Emil Levy, Maler, Paris, gest.
1891 Leopold Dukes, jüdischer Literarhistoriker, Wien, gest.

4\. 70 Der Tempel in Jerusalem verbrannt.
1724 Samsou Wertheimer, Hofjude und Wohlthäter, Wien, gest.
1817 Max Ring, deutscher Dichter, Zauditz, geb.
1828 Ephraim Salman Margulies rabbinischer Autor, Brody, gest
1842 Isaac Hartvig, Philanthrop, Hamburg, gest.
1891 Salvatore de Benedetti, Professor und jüdisch-italienischer Autor, Pisa, gest.

5\. 1391 Judenschlacht in Barzelona.
1620 Menachem Azariah da Fano, talmudischer u. kabbal. Autor, Mantua, gest.
1784 Isaak Samuel Reggio, fruchtbarer theologischer Schriftsteller, Görz, geb.
1820 Meyer Karl von Rothschild, Mitglied des deutschen Reichstages, Frankfurt a. M., geb.
1831 Joseph Veit, hebräischer Literat, Berlin, gest.
1839 Jakob Ornstein, Rabbiner und talmudischer Autor, Lemberg, gest.
1842 Michael Creizenach, eifriger Reformschriftsteller, Frankfurt a. M., gest.
1865 Naftali Keller, hebräischer Literat, Roznau, gest.
1889 Fanny Lewald, Romanschriftstellerin, Konvertitin, Dresden, gest.

6\. 1243 Judenschlacht in Kitzingen.
1775 Daniel O'Connell, Befürworter der Judenemancipation, Irland, geb.
1799 Markus Eliezer Bloch, Naturforscher, Karlsbad, gest.

7\. 1776 Joseph Steinhart, Rabbiner und talmudischer Autor, Fürth, gest.
1839 Bernhard Freiherr von Eskeles, Bankier, Wien, gest.
1868 S. Rosenthal, Bibliophile, Amsterdam, gest.
1885 Baron Jakob Treves, Finanzier und Wohlthäter, Venedig, gest.
1887 Ed. Goldstein, Musiker, Leipzig, gest.
1898 Georg Ebers, Nachkomme Veitel Heine Ephraims, gest.

8\. 1820 Julius Stern, Komponist, Breslau, geb.
1886 Gedalja Tiktin, Rabbiner, Breslau, gest.

9\. 1821 Heinrich Landesmann, Schriftsteller (Hieronymus Lorm), Nikolsburg, geb.
1826 Meir Kurnik, Schriftsteller, Hamburg, gest.

9. 1827 Isaak Heß, Rabbiner, Stadt Lengsfeld, gest.
10. 1728 Jehuda Mazliach Padova, Rabbiner, Modena, gest.
1794 Leopold Zunz, Detmold, geb.
1810 Simon Bloch, Gründer des „Univers Israelite," geb.
1819 Julius Landsberger, Rabbiner und Autor, geb.
1843 Jakob Fr. Fries, Professor in Jena, Antisemit, gest.
1851 H. E. G. Paulus, rationalistischer Theologe und Antisemit, gest.
1861 Fr. Julius Stahl, konservativer Politiker und Konvertit, gest.
1893 Naftali Zebi Jehuda Berlin, Direktor der Jeschiba in Woloshin, gest.
11. 1667 Jonah Abravanel, Dichter, Amsterdam, gest.
12. 1807 Michael Levy, Industrieller und hebräischer Gelehrter, Inowrazlaw, geb.
1829 Markus Benedikt, mährischer Landesrabbiner, Karlsbad, gest.
1835 Eleasar Morpurgo, hebräischer Uebersetzer, Venedig, gest.
1900 Wilhelm Steinitz, Schachspieler, New York, gest.
13. 1453 Der „heilige" Capistrano" läßt Juden in Schweidnitz und Liegnitz verbrennen.
1851 Felix Adler, Gründer der ethischen Kulturgesellschaft, Alzey, geb.
1865 Wilhelm Wolfsohn, Dichter, Dresden, gest.
1890 N. N. Coronel, Herausgeber rabbinischer Werke, gest.
1900 Wladimir Solowjew, Anwalt der russischen Juden, gest.
14. 1779 Nehemias Trebitsch, mährischer Landesrabbiner, Prag, geb.
1814 Maier Zipser, ungarischer Rabbiner und Autor, geb.
15. 1762 Moses Frankfurt, Herausgeber der rabbinischen Bibel, Amsterdam, gest.
1838 Moses Moser, Heine's Freund, Lippehne, gest.
1887 Meier Aron Goldschmidt, dänischer Ghetto-Dichter, gest.
16. 1599 Isaak Menachen ben Isaak, Rabbiner und Autor, Krakau, gest.
1648 Josua ben Joseph, Rabbiner und Autor, Krakau, gest
1664 Johann Buxtorf, der Jüngere, gelehrter christlicher Hebraist, Basel, gest.
1816 Johann Jahn, rationalistischer katholischer Exeget, gest.
1838 Judengesetz in Sachsen erlassen.
1840 Hermann Schapira, Mathematiker, geb.
1843 Jakob Epstein, Philanthrop, Warschau, gest.
17. 1550 Meschullam Horowitz, Erbauer der Pinkas-Synagoge in Prag, gest.
1786 Friedrich der Große, Freidenker und Antisemit, Potsdam, gest.
18. 1882 Jakob Leon Wertheim holländischer Dichter, gest.
1892 Elise Henle, deutsche Dichterin, gest.
19. 1654 Lipmann Heller, der „Tausves Jontew," Krakau, gest.
1800 Michael Beer, deutscher Dichter, Berlin, geb.
1800 Wolf Davidson, Schauspieldichter, Berlin, gest.
1872 Karl Feust, hervorragender Advokat, Bayern, gest.
1888 Meyer Isler, Historiker, Hamburg, gest.
20. 1153 Bernhard v. Clairvaux, Beschützer der Juden gegen die Kreuzzügler, gest.
1820 Ferdinand Falkson, Arzt und Schriftsteller, Königsberg, geb.
21. 1802 Hirsch B. Fassel, Rabbiner und Autor, Boskowitz, geb.
1811 Joseph Derenbourg, Orientalist, Mainz, geb.
1868 Hirsch Eisenstadt, Verfasser der „Pithche Teschuba," gest.
1893 Schächtverbot in der Schweiz erlassen.
22. 1400 Judenschlacht in Prag, siebenundsiebzig Juden ermordet.
1484 Juden in Tyrnau verbrannt.
1694 Samuel Aboab, Rabbiner und talmudischer Autor, Venedig, gest.
1718 Samuel David Ottolengo, Rabbiner und Autor, Padua, gest.
1791 Johann David Michaelis, Verfasser des mosaischen Rechts, Göttingen, gest.
1800 Samuel David Luzzatto, hervorragender jüdischer Gelehrter, Triest, geb.
1860 Samuel Holdheim, Führer der radikalen Reform, Berlin, gest.
1863 Jos. Levin Saalschütz, Prediger und Professor, Königsberg, gest.

23. 1349 Judenschlacht in Mainz.
1773 Jak. Friedrich Fries, Professor und antisemitischer Autor, Berlin, geb.
1805 Anton v Schmerling, liberaler österreich scher Staatsmann und ein wenig Antisemit, geb.
1808 J. L. Lederer, dramatischer Dichter, Prag, geb.
1819 Simon Szanto, hervorragender jüdischer Journalist, geb.
1885 Markus M. Kalisch, Verfasser eines englischen Pentateuchkommentars, gest.
1887 P. F. Frankl, Rabbiner in Berlin und wissenschaftlicher Autor, gest.

24. 1841 Herz Homberg, Biurist und pädagogischer Schriftsteller, Prag, gest.
1844 Aron Chorin, der erste Reform-Rabbiner, Arad, gest.
1886 Wolf Landau, Rabbiner, Dresden, gest.
1900 Elchanan Verveer, Maler, Haag, gest.

25. 1613 David Gans jüdischer Historiker, Prag, gest.
1744 J. G. Herder, Schätzer der hebräischen Poesie, geb.
1798 Henrik Hertz, dänischer Dichter, geb.
1867 L Bodenheimer, Rabbiner und Autor, Krefeld, gest.
1886 Ludwig Todesko, böhmischer Landtagsabgeordneter, Prag, gest.
1895 A. Wiener, Rabbiner und Autor, Oppeln, gest.
1900 Ch. D. Lippe, Bibliograph, Wien, gest.
1900 Fr. Wilh. Nietzsche, Philosoph, Gegner des Antisemitismus, gest.

26. 1800 Hirschel Levin, Rabbiner, Berlin, gest.
1828 Otto Henne am Rhyn, antisemitischer Kulturhistoriker, St. Gallen, geb.
1853 Meno Burg, preußischer Major, Berlin, gest.

27. 1887 Charles Wiener, Graveur, Brüssel, gest.

28. 1766 Simon von Lämmel, Finanzier, Tuschkau, geb.
1799 Immanuel Wohlwill, Pädagoge und Schriftsteller, Harzgerode, geb.
1883 Salomon Plessner, Führer der Neu-Orthodoxie, Posen, gest.

29. 1339 Abraham ibn Schoschan, talmudischer Schriftsteller, Toledo, gest.
1435 Paulus, Bischof v. Burgos, judenfeindlicher Konvertit, gest.
1729 Moses Benjamin Wulff, Dessauischer Hoffaktor, gest.
1843 Ludwig Levin Jacobson, Mediziner, Kopenhagen, gest.
1855 Isaak Samuel Reggio, Görz, gest. (Siehe 19. Aug.) 5
1865 Robert Remak, Mediziner, Professor in Berlin, Kissingen, gest.
1870 Lazarus Geiger, hervorragender Philologe, Frankfurt a. M., gest.
1882 Fr. Ad Philippi, Konvertit, orthodoxer lutherischer Theologe, gest.
1885 Bernhard Horwitz, Schachspieler, gest.
1897 Erster zionistischer Kongreß in Basel abgehalten.
1900 Sir Saul Samuel, australischer Politiker, London, gest.

30. 1658 Zebi Aschkenasi (Chacham Zebi) geb
1813 David Anschel Meyer, dänischer Patriot, Kopenhagen, gest.
1829 G. Adersbach, Arzt und jüdischer Dichter New Orleans, gest.
1882 Abraham Stein, Prediger und Autor Prag, gest.
1889 Gustav Weil, Orientalist, Freiburg, in Breisgau, gest.

31. 1673 Chajim Benvenisti, Rabbiner und talmudischer Autor, Smyrna, gest.
1864 Ferdinand Lasalle, sozialistischer Agitator, Genf, gest.
1886 Franz Liszt, Pianist und Antisemit, Bayreuth, gest
1900 Ferdinand Falkson, Königsberg, gest. (Siehe 20. Aug.)

Der Pantoffelheld.

„Mir scheint, Sie vertragen sich sehr gut mit Ihrem Gatten, Frau Nachbarin!?"

„O ja! Vormittags macht er, was ich will, und Nachmittags mache ich, was ich will."

Das Siegel Gottes ist Wahrheit.

(Sabbath 64.)

Von **Jacob Klein**, Chicago, Jlls.

Jn dem menschlichen Herzen sprossen täglich und stündlich Begierden und Wünsche auf, unscheinbare und bedeutende, welche nach Erfüllung schmachten und des Menschen Kräfte in Bewegung setzen. Das Schicksal aber tritt oft dem verlangenden Menschen wie ein böswilliger Feind in den Weg und läßt Hinderniß um Hinderniß sich ihm entgegenthürmen. Oder es martert ihn neckend, wie ein höhnender Dämon, bringt den Gegenstand seiner Sehnsucht ihm nahe, immer näher und rückt ihn wieder in weite Ferne, sobald der Mensch die Hand ausstreckt, um ihn zu ergreifen. Und der arme Gequälte erleidet die Höllenpein des Tantalus, von dem die Sage meldet, daß die klare Fluth ihm bis ans Kinn emporstieg, aber schnell wieder zurückwich, sobald er die schmachtenden Lippen benetzen wollte; und daß ein Zweig, mit köstlichen Früchten beladen sich zu ihm niederbeugte, aber rasch in die Höhe wich, wenn er seine Hand darnach ausstreckte.

Er mag alle seine Kräfte ins Feld führen, den ganzen Apparat seines Könnens aufbieten, Licht und Kraft und Gewandtheit und Weisheit und Beredtsamkeit — umsonst, unerbittlich bleibt das Geschick und schlaff läßt er zuletzt seine Hände sinken, der sehnsuchtgequälte Mensch, denn wie dem Moses klingt's ihm grausam in's Ohr: „Nichts mehr davon, all dein Streben ist vergebens — dein Wunsch bleibt auf ewig unerfüllt. Wie mancher Mensch ist in dieser Hinsicht der Genosse des Moses und theilt dessen schmerzliches Loos. Wohl dem, dessen Vernunft, nachdem diese bittere Erkenntniß ihr aufgegangen, noch Kraft genug besitzt, die Unheilspflanze aus dem Erdreich des Herzens zu entfernen, und nicht in seinem Lebensüberdrusse oder Erbitterung über die fehlgeschlagene Hoffnung sich in die Arme des Lasters zu werfen. —

Der wahre Muth bewährt sich nicht in der Geringschätzung des Lebens, sondern im muthigen Erdulden und tapferen Ertragen der herbsten Schmerzen des Leibes und der Leiden der Seele.

Die Religion, die weise Lehrerin, giebt dem Grambeladenen Trost, zu ihr wende sich der Verwundete im Herzen, daß er genese. Die hauptsächliche Mission der Religion ist, dem Gebeugten Trost zu spenden.

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet zum Herzen Jerusalems, der Betrübten, und rufet ihr zu freundlich trostreiche Worte. (Jes. 40, 1–2.) Dieser Aufruf, womit der Prophet beginnt, er ist auch an die Träger und Verkündiger der Religion gerichtet und für die Unglücklichen und Gebeugten aller Art. Die Religion versteht die Kunst, Bitteres in Süßes zu verwandeln. Sie gleicht dem Holze, das Gott dem Moses gezeigt in Marah, womit derselbe die bitteren Wasser in süße verwandelte. (2. Mose 15, 22–25.)

Handle, arbeite, du sehnsuchtsgequälter Mensch und blick auf zu Moses, dem Liebling des Ewigen, der auf die Erfüllung seines heißesten Herzens-

wunsches verzichten mußte. Dein Sehnen kann nicht größer sein als das seinige, den Jordan zu überschreiten; heißt es doch: er habe so oft darum gebeten als die Zahl der Buchstaben von ואתחנן ausmacht. Nachdem er aber das unerbittliche Nein vernommen, da hüllte er sich in den Mantel der Resignation und wappnete sein Herz mit Ergebung in den göttlichen Willen.

Auch du, gramumflorter Mensch, füge dich geduldig der unabwendbaren Fügung des Höchsten; raffe dich auf aus deiner Versunkenheit und Trauer. Der Mensch, mit einem heftigen Wunsch gleichsam verwachsen, meint, daß nun, da er ihm unerreichbar, es ihm nie werde wieder wohl werden; seine ganze noch zu durchwandelnde Pilgerbahn scheint ihm trostlos, öde, kummerbeladen; der Born der Glückseligkeit scheint ihm verstopft, sein Lebenshimmel mit dichten, grauen Wolken behangen, an dem die Sonne der Freude, des Glückes nie wieder leuchten werde.

Die Vernunft aber sagt ihm, daß das Leben noch gar viele Freuden, noch gar viele Stunden des Glückes in seinem Schooße für ihn birgt, daß die Zeit die düsteren Wolken wegblasen und die Sonne der Freude einst wieder freundlich leuchten werde an seinem Lebenshimmel; daß auf den תשעה באב seines Lebens ein שבת נחמו folgen und er selbst, wie so viele vor und nach ihm, einst lächelnd zurückblicken werde auf das, worüber jetzt die Verzweiflung mit gierigen Krallen ihn anzufallen droht.

Rundschau.

Die diesjährige Rabbinerversammlung ist ein glänzender Beweis der Lebenskraft des amerikanischen Judenthums und, was viel mehr bedeutet, der Lebenfähigkeit des Judenthums unter freiheitlichen Verhältnissen. Nicht daß die am 2. Juli in Philadelphia zusammengetretene Versammlung Ueberraschendes zu Tage gefördert hätte. Im Gegentheil, der Beweis ihrer Vitalität liegt darin, daß sie sich ganz ausschließlich mit laufenden Geschäften befassen konnte. Eine Organisation ist erst dann kräftig, wenn sie ihren regelmäßigen Wirkungskreis hat. Die Rabbinerversammlungen wurden zuerst in Deutschland im Jahre 1844 ins Leben gerufen. Man dachte sich sie damals als eine Art Sanhedrin, dessen Gesetze allerorten respektirt werden würden. Das war nun ein Rechenfehler. Noch falscher war die Methode, welche glaubte, die Zeitfragen auf dieselbe Weise lösen zu können, wie die Rabbiner der alten Zeit ihr Gewissen beschwichtigten, wenn sie die Unvereinbarkeit der alten Gesetze mit den Bedürfnissen der Zeit wahrnahmen. Der Rabbiner des achtzehnten Jahrhunderts konnte sich einreden, daß ein fiktiver Ankauf des Hotels in dem Badeorte, in welchem er zur Kur weilte, ihm gestatte, am Sabbath seinen Stubenschlüssel in der Tasche zu tragen; der moderne Mensch konnte sein Gewissen auf diese Weise nicht beschwichtigen. Die Rabbinerversammlungen der vierziger Jahre konnten daher, obwohl sie Wissen und Charakter in hohem Grade in sich vereinigten, nichts Greifbares zu Tage fördern. Nach drei Versammlungen schlief die Sache ein, und der spätere Versuch, sie durch Synoden zu ersetzen, war nicht

erfolgreicher. Amerika ist glücklicher gewesen. Erzogen in dem Bewußtsein, daß nur die freie Selbstbestimmung das Judenthum erhalten könne, hat die junge Generation Tüchtiges zuwege gebracht. Allerdings darf man des schöpferischen Genius eines Isaak M. Wise nicht vergessen. Was immer seine Gegner an ihm zu tadeln wissen, und was auch von seinen Anhängern übertrieben werden mag; sicher ist, daß Isaak M. Wise ein seltenes Organisationstalent besaß, und die Schöpfung der „Central Conference of American Rabbis" ist nicht das kleinste seiner Verdienste. Das Werk überlebt seinen Schöpfer, und das ist ja der größte Beweis seines Werthes. Präsident Silverman hat sich als taktvoller Vorsitzender bewiesen, und obwohl mitunter Gegenstände zur Sprache kamen, bei denen Leidenschaften auf einander platzen konnten, war die Harmonie der Verhandlungen doch niemals gestört worden. Auch darin ist das amerikanische Leben ein erziehlicher Faktor, da es uns lehrt, die Ansicht des Gegners zu achten.

Unser alter Freund, der „Haibri," ist wieder erschienen. Er ist, wie er es früher war, eine Wochenschrift in hebräischer Sprache, redigirt von unserem wackeren Gerson Rosenzweig, der sich als ein Meister des satyrischen Styles bewährt hat. Nach der Lehre des Talmud findet derjenige, welcher für einen anderen betet und selbst der Hilfe bedarf, um so schneller Erhörung. Das ist allerdings ein etwas selbstischer Grund für scheinbare Selbstlosigkeit, aber wir sind ebenso aufrichtig in dem Wunsche, der Deborah zu helfen, als wir dem Haibri helfen möchten. Vor Allem sollen unsere Freunde lernen, Literatur von Schnorrerei zu unterscheiden. Da kommt neulich ein Mensch, der nicht die geringste Spur moderner Bildung hat, hausiert mit einer Religionsphilosophie. Man denke sich die Unverschämtheit! Ein Mensch, der nicht Leibnitz lesen kann, der von Max Müller nie gehört hat, schreibt eine Religionsphilosophie! In San Francisco gab es neulich einen Skandal mit einer Talmud-Uebersetzerin, die zuerst von der Presse, auch der jüdischen, sich als eine Kapazität auf dem Gebiete der jüdischen Literatur preisen läßt, dann aber von einem Reporter in höchst unzweideutiger Weise kompromittirt wird. Das Ganze ist ein Beweis für die Wahrheit des talmudischen Spruches: „Auch, wenn sie sich bezwingen, um Gutes zu thun, läßt Gott sie straucheln durch unwürdige Menschen."

Die portugiesische Synagoge in London feierte kürzlich das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestandes. Zweihundert Jahre ist für jede Organisation ein langer Zeitraum, und obwohl das Judenthum mit Jahrtausenden rechnet, so sind wegen der vielen Vertreibungen im Mittelalter seine Gemeinden noch zumeist jung. Die portugiesische Gemeinde in London ist überdies historisch recht interessant, da ihre Gründung die Epoche der Besserung in den Verhältnissen der Juden markirt. Im Jahre 1290 wurden die Juden aus England vertrieben, und noch im Jahre 1655 wollte sich das Parlament nicht zu ihrer Zurückberufung verstehen. Sie kamen doch, da hervorragende Juristen auf Cromwells Anfrage erklärten, die Austreibung der Juden sei nur durch königliches Edikt erfolgt und habe deshalb keine gesetzliche Kraft. Die ersten Ansiedler waren spanische und portugiesische Flüchtlinge, Männer von Bildung und Vermögen, die geeignet waren, eine

günstigere Meinung von den Juden zu verbreiten. Begreiflicherweise sahen sie auf die später angekommenen Aschkenazim von oben herab. Inzwischen ist die Führung im Gemeindeleben auf die letzteren übergegangen. Der Kampf um die Erlangung politischer Rechte ist das Verdienst der Aschkenazim; auch in der Organisation des Gemeindewesens haben die Aschkenazim das Bedeutendste geleistet. Ihre Führer haben sich überdies dem Judenthum treuer bewiesen als die Sefardim, aus deren Mitte die Disraelis, der National-Oekonom David Ricardo, die Abudientes und Aguilars hervorgegangen sind, die alle dem Judenthum den Rücken kehrten. Die drei Lords sind deutscher Abkunft; ebenso sind der Musiker Salaman, der Mathematiker Sylvester, der Richter Zangwill, der Literaturhistoriker Gollancz, der Jurist Jessel und viele andere Männer des öffentlichen Lebens aus den Aschkenazim hervorgegangen. Es scheint daher, daß sich die Nachkommen der alten Hidalgos ihrer früheren Engherzigkeit schämen, und der Haham Dr. Gaster, der selbst ein Aschkenazi aus Rumänien, also vermuthlich polnischer Abstammung ist, hat die Mohrenwäsche übernommen, die nachweisen soll, daß die Gesetze der alten portugiesischen Gemeinde, welche verboten, daß ein Aschkenazi zur Thora gerufen werde oder auch nur die Synagage betrete, und welche die Ehe zwischen Deutschen und Portugiesen für strafbar erklärten, gar nicht so böse gemeint waren. Die Hauptsache bleibt, daß die Nachkommen der alten Sefardim sich dieser Engherzigkeit schämen.

Die Kampfesmethode des Antisemitismus beruht hauptsächlich auf dem Prinzipe, die Gesammtheit der Juden für die Fehler des Einzelnen verantwortlich zu machen. Daß jemals eine Zeit kommen wird, wenn alle Juden Engel sein werden, ist kaum zu erwarten. Darum ist die Aufgabe der jüdischen Apologethik eine zweifache. Sie muß auf die Verdienste einzelner Juden hinweisen, um darzuthun, daß die Juden als Gesammtheit unmöglich korrupt sein können, sie muß ferner darauf hinweisen, daß gerade die Eigenschaften, welche man mit Vorliebe als typisch jüdische hinstellt, wie Gewinnsucht und die daraus resultirenden Laster und Vergehen, sich gerade in den Kreisen finden, welche die Mission vorschützen, die Welt von der sogenannten „jüdischen Moral" zu reinigen. In dieser Richtung ist der Bankerott der Leipziger Bank, welche von ausgesprochenen sächsischen Antisemiten geleitet wurde, besonders bezeichnend. Dieser betrügerische Bankerott brachte nicht nur viele rechtschaffene Leute um ihre letzte Habe, traf nicht nur Kommunen und öffentliche Fonds, sondern selbst die jüdische Gemeinde Dresdens verliert ein werthvolles Vermächtniß, das dort deponirt war. Wenn das umgekehrt gewesen wäre und kirchliche Fonds in einer jüdischen Bank verloren gegangen wären!

Der deutsche Kaiser soll dem Generaldirektor Ballin von der Hamburg-amerikanischen Schifffahrts-Gesellschaft ein Minister-Portefeuille angetragen haben, das der Letztere mit Hinweis auf sein Judenthum ablehnte, worauf der Kaiser die leise Andeutung gemacht habe, daß es — was wir ihm gerne glauben — heutzutage nicht so schwer halte, so viel Christ zu sein als der Durchschnitt der deutschen Theologie-Professoren. Gerüchte können mitunter wahr sein, wenn sie auch in den Zeitungen gemeldet sind, und es wäre gewiß recht interessant, wenn Kaiser Wilhelm zu den mannig-

fachen Ueberraschungen, die er der Welt bereitet hat, noch die eine hinzufügen würde, sich einen Juden als Minister auszusuchen. Der Fall ist bisher nur in Frankreich und Italien vorgekommen, auch England hat in Baron Worms, einem Namensjuden, einmal einen Staatssekretär gehabt. Von deutschen Staaten hatte bisher nur das Großherzogthum Baden einen jüdischen Minister, Ellstädter. In Preußen stieß seinerzeit sogar die Ernennung des getauften Juden Friedenthal auf Schwierigkeiten bei dem alten Kaiser Wilhelm. In Preußen ist eben noch der Junkergeist sehr mächtig, der durch Bismarck's bekannten Ausspruch in dem Erfurter Parlament illustrirt wird. Bismarck soll nämlich mit Bezug auf den damaligen Präsidenten, den getauften Juden Simson, gesagt haben: Mein Großvater würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er wüßte, daß ich — Bismarck war Sekretär des Parlaments — bei einem Juden Schreiber bin.

Die Kolonisation in Palästina ist nach dem Urtheile des jedenfalls kompetenten Schriftstellers Ascher Ginzburg, der kürzlich im Auftrage der Odessaer Chowewe Zion das Land bereist hat, ein vollständiger Fehlschlag. Man hat bisher einfach Bettler unterstützt, die vorgaben, Ackerbau zu treiben, wie man früher Bettler unterstützte, die vorgaben zu „lernen." Er erklärt uns auch die Vertreibung der jüdischen Arbeiter von den Kolonien, über welches die Zionisten ein solches Wehegeschrei erhoben haben. Diese Ausweisung war einfach von der Nothwendigkeit diktirt, die Kolonisten arbeiten zu machen, welche bisher sich damit begnügten, die Subsidien des Baron Rothschild einzustreichen und die Feldarbeit von Taglöhnern verrichten ließen. Ginzburg faßt sein Urtheil dahin zusammen, daß die Kolonisation bisher nur der Landeskultur und den Arabern genützt habe. Ob es unter der Verwaltung der „Jewish Colonisation Association" besser gehen wird, bleibt abzuwarten.

Ein kleiner Lichtblick aus Frankreich ist die Nachricht von der Niederlage der Antisemiten bei den Generalrathswahlen, den deutschen Kreistagen und unseren County Commissioners entsprechend, in Algier. Max Regis hat darauf hin seine Resignation als Maire von Algier eingereicht und ist nach den neuesten Nachrichten verhaftet worden. Unsere Freude ist aber eine gedämpfte, denn erstens ist der französische National-Charakter sehr wandelbar und zweitens ist die Macht des Klerus, der hinter den Antisemiten steckt, noch ungebrochen, ja, es steht zu befürchten, daß die neuen Unterrichtsgesetze, die gegen ihn gerichtet sind, seine Popularität steigern werden. Ebenso müssen wir die günstigen Nachrichten aus Oesterreich, die unser Korrespondent meldet, *) mit großer Reserve aufnehmen. Allerdings ist es ein erfreuliches Zeichen, daß in Wien der sozialistische „Judenstämmling" Adler über den antisemitischen Kandidaten bei den Landtagswahlen einen Sieg errungen hat, obwohl die Antisemiten sich erst kürzlich ein Wahlgesetz nach eigenen Bedürfnissen zugeschnitten haben, aber im Großen und Ganzen ist die Macht des reich begüterten Klerus und des mit ihm alliirten Feudaladels ungebrochen. Der Jude verficht die Rechte des Menschthums gegen Klassenherrschaft und wird erst siegen, wenn das Menschthum über die Tyrannei den Sieg davongetragen hat.

*) Die erwähnte Korrespondenz mußte leider wegen Raummangel bis zur nächsten Nummer zurückgestellt werden.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Dadurch erreiche ich, daß er seine Ansprüche um die Hälfte ermäßigt. Uebrigens hat ihm die glückliche Mutter eine Schlummerrolle für seine Equipage gestickt, die thatsächlich ein Kunstwerk war und für die er sich in sehr verbindlichen Worten bedankt hat."

„Und wie erging es Dir mit der Erstattung der ausgelegten Summe?" fragte Max, der die ganze Zeit hindurch aufmerksam zugehört hatte.

„Sehr gut! Ich berief die Damen zusammen, trug ihnen den Fall so vor, als wäre er eine Neuigkeit gewesen, obwohl sie ihn alle kannten, berief mich darauf, daß sofortiges Handeln nöthig gewesen sei, wies ferner darauf hin, daß die Frau Präsidentin mir indirekt ihre Zustimmung gegeben habe, indem sie mir ihren Wagen für den Professor zur Verfügung stellte und schließlich offerirte ich meinen Antheil zu einer etwaigen Sammlung, und dieser letzte Schachzug wirkte wie bei dem Professor die Angabe, daß ich für sein Honorar aufkommen müsse. Die Präsidentin erhob sich und erklärte, daß, obwohl es gegen die parlamentarischen Regeln sei, sie doch den Antrag stelle, den von unserem Herrn Doktor ausgelegten Betrag aus der Vereinskasse zurückzuerstatten. Einstimmig und ohne Debatte angenommen! So wurde ich denn großer Wohlthäter ohne weitere Kosten, da sich meine Auslagen auf die Kleinigkeit für telegraphische Depeschen und die sehr bescheidene Hotelrechnung reduzirten."

„Du bist wahrlich eine Inkarnation des talmudischen Ideals von dem frommen Manne," begann Pulsnitz nach einer Weile, „klug in der Gottesfurcht, beschwichtigend jeden Unwillen, friedenstiftend überall unter Juden und Heiden, beliebt bei Menschen und ein Wohlgefallen bei Gott."

„Danke, danke!" unterbrach ihn Steinbach verlegen.

„Laß Dir Zeit, ich bin noch nicht fertig. Ist es aber darum nothwendig, daß die Frau glaubt, Deine Menschenfreundlichkeit und des Professors Geschicklichkeit mit einem Opfer an Unschlitt geradeso wie zu Noahs Zeiten bezahlen zu müssen?"

„Immer dieselbe rationalistische Bitterkeit!" erwiderte Steinbach. „Wenn Du den Hut lüftest, so thust Du, was in grauer germanischer Vorzeit besiegte Krieger thaten, die mit der Entblößung des Hauptes anzeigten, daß sie ihren Kopf dem Sieger zur Verfügung stellen. Nun ist das aus unserem Bewußtsein geschwunden und ist darum nicht mehr wahr .... Uebrigens hier wirst Du eine andere Geschichte hören."

Die Freunde hatten inzwischen den Marktplatz verlassen und schritten durch eine lange geradlinige von ebenerdigen Häusern umsäumte Vorstadtstraße in's Freie. Eine Staubwolke, die sich ihnen entgegenwälzte, lenkte ihre Aufmerksamkeit von ihrem Gespräch ab. Ein Mann von etwa sechzig Jahren, klein, dürr und sehr ärmlich gekleidet, trieb mit einem Baumzweige

drei Kühe vor sich her. Es kostete ihn offenbar Mühe, fortwährend von einer Seite der Straße zur anderen zu gehen, um die Kühe bald vom Grasen, bald vom Eintreten in ein Scheunenthor abzuhalten. Als er der Freunde gewahr wurde, lüftete er höflich die Mütze und wollte seinen Weg fortsetzen. Steinbach aber trat an ihn heran.

„Wie geht's, Herr Berger? Haben Sie Nachrichten von Ihrem Herrn Sohne?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Rabbiner. Gestern ist ein Brief aus Mailand angekommen. Er läßt sich dem Herrn Rabbiner und der Frau Gemahlin empfehlen. Er hat viel zu thun, da er einen Bericht an den Minister fertig machen muß und erst von seinem Werke, was er herausgiebt — wie heißt man das? — mein Kopf ist nicht auf solche Sachen — na, wissen Sie, Herr Rabbiner, was er hier immer gehabt hat, wenn er pflegte zu Ihnen zu gehen . . .“

„Korrekturbogen lesen,“ half Steinbach nach.

„Ja, ja,“ fiel Berger freudig ein. „Ich werde Ihnen den Brief hinbringen. Ich habe müssen heute morgens sehr zeitig nach Primitzschau gehen, sonst wäre ich schon heute früh gekommen. Ho, Ho, Sch!“ unterbrach er sich und lief den Kühen nach, die inzwischen in einen Thorweg getreten waren, um sich an einem beladenen Heuwagen, der dort stand, gütlich zu thun.

„Adieu, Herr Berger!“ rief ihm Steinbach zu. „Ein andermal! Kommen Sie heute abends oder morgen, wenn Sie können. Es wird mich sehr interessiren.“

„Was ist das?“ fragte Pulsnitz neugierig, nachdem er eine Weile den Versuchen Bergers, seine Herde auf den rechten Weg zu lenken, zugesehen hatte. „Ein Viehhändler, der einen Literaten zum Sohne hat, welcher in Italien lebt. Gott, wie talentvoll sind unsere Leut'!“

„Jawohl, die Evolution der Juden ist ein vielleicht beispielloses Phänomen,“ begann Steinbach. „Dieser Saul Berger, dem wir hier begegneten, ist ein Viehhändler, der sich schlecht und recht, und zwar mehr schlecht als recht ernährt, denn obwohl er ein geriebener Kerl ist, hat er es merkwürdiger Weise noch nicht auf einen grünen Zweig bringen können. Nun hat er einen Jungen, der ein höchst begabter Mensch ist. Als ich vor vierzehn Jahren hieher kam, war der Junge etwa zwölf Jahre alt, und ich um vierzehn Jahre jünger als ich heute bin. Ich kam hieher, voll von Enthusiasmus und ganz unglücklich darüber, daß ich nicht genug zu thun hatte. Ich nahm mir den Heinrich in die Lehre und hatte ihn in zwei Jahren für die Tertia vorbereitet. Dem Vater schmeichelte dieser Erfolg und er ließ den Sohn das Gymnasium besuchen. Als Heinrich aber vor dem Abiturienten-Examen stand, kam der Vater zu mir und klagte: „Es geht nicht mehr. Die Geschäfte gehen schlecht. Ich habe mich für den Jungen geopfert und jetzt dient mein älterer Sohn beim Militär. Ich kann nicht mehr so wie früher u. s. w.“ „Sie wollen doch den Jungen nicht aus der Schule nehmen?“ sage ich. „Gewiß nicht, Herr Rabbiner, aber ich weiß mir keinen Rath.“ Nun, was thun? Es ist sieben Jahre her. Die Gemeinde war damals noch wohlhabender und ich war enthusiastischer. Leicht war es deswegen doch nicht, denn der Eine sagte: Ein

armer Mann braucht seine Kinder nicht studieren zu lassen. Ich lasse auch nicht alle meine Kinder studieren. Ein Zweiter sagte: Wenn Saul Berger nicht lauter „Betites" im Kopfe hätte, wäre er ein reicher Mann. Ein Dritter: Der Saul Berger hat mich um mehr Geld gebracht als nöthig ist, um seinen Sohn studieren zu lassen, und fängt mir an, Geschichten von einem Ochsenhandel zu erzählen, die ich nicht verstehe, was mich aber nicht hindert, zu sagen: „Sie sind ganz im Rechte, aber dafür kann doch der Junge nichts." „Herr Rabbiner, nur weil Sie es sind"... „Gut! Weil ich es bin." Endlich haben wir hier eine Stiftung zur Förderung des Thorastudiums, angelegt von einem gewissen Reb Model aus Gorkau, der übrigens sonst ein höchst gefährlicher Denunziant war."

„Schöne Frömmigkeit," warf Max ein, „sich die Seligkeit auf solche Weise zu erkaufen!"

„Was willst Du thun? Endlich war er der Schlimmste nicht. Er hat wenigstens das Gefühl moralischer Verantwortlichkeit vor Gott, das Pflichtgefühl, seinen Glaubensgenossen zu helfen und das Ideale zu fördern, besessen. Unsere heutigen Finanz-Aristokraten stoßen diejenigen, die auf ihre Hilfe angewiesen sind, mit Fußtritten von sich, affektiren Sportpassionen, um sich in die aristokratische Gesellschaft zu drängen und, was sie an gemeinnützigen Institutionen schaffen, geschieht aus Reklame, also aus viel unwürdigeren Motiven, als die unseres Reb Model waren, der im Bewußtsein seiner Schuld sich Gottes Verzeihung kaufen wollte."

„Zugegeben!" sagte Max. „Hast Du aber nicht gegen die Intentionen des seligen Reb Model gehandelt, als Du die Verwendung des Geldes zu so weltlichen Zwecken anriethest."

„Ich habe die Sache auch ernstl ch erwogen" war die Antwort „und schwer mit mir gekämpft, denn ich verhehlte mir nicht, daß die Verwendung der Stiftungs-Interessen nicht im Sinne des Erblassers geschah, aber ich habe mir gesagt, daß ich im Sinne der talmudischen Maxime handle, man dürfe gegen den Auftrag eines Abwesenden handeln, wenn die Handlung zu seinem Besten ist. Die Stiftung Reb Models war im Anfange des Jahrhunderts gemacht worden, als unser Städtchen ein Hauptsitz des Talmudstudiums unter Rabbi Pinchas, einem der bedeutendsten Schüler des „Schaagas Arjeh" war. Als Reb Model 1816 starb, war Rabbi Pinchas ein Mann von etwa achtundfünfzig Jahren und hatte eine von fünfzig Bachurim besuchte Jeschiba, die überdies durch talmudisch gelehrte Gemeindeglieder, welche als Privatiers lebten, verstärkt wurden. Reb Model dachte ebensowenig als Reb Pinchas daran, daß dieser Zustand sich jemals ändern könnte, und da er wegen seiner Denunciationen sich mit seiner Gemeinde zerschlagen hatte, und besonders mit deren Rabbiner in ewiger Fehde lebte, errichtete er die Stiftung in unserer Gemeinde.

„Rabbi Pinchas starb im Jahre 1837 nach jahrelangem Kränkeln, und die Jeschiba war schon damals im Niedergange. Zwei Jahre blieb die Stelle unerledigt, bis der Rabbiner Sußmann erwählt wurde. Er war schon ein Moderner, überdies zu wenig Talmudist und zu materialistisch gesinnt, um das sinkende Institut vor dem Verfalle bewahren zu können. Als ich ihm im

Jahre 1882 folgte, waren Jeschiba und Bachurim lange vergessen und die Interessen der Reb Modelschen Stiftung wurden in schamloser Weise vergeudet. Stampfer war der Rabbi und vier Professionsbettler waren seine Jeschiba; er las ihnen einen Abschnitt aus der Mischna vor, den er so wenig als sie verstand, und sie machten faule Witze darüber, äfften sein Singsang, titulirten ihn „Rebbe" nnd richteten an ihn rituelle Fragen, die natürlich Travestien waren, wie zum Beispiel: Rebbe, bei meinem Nachbaren ist heute die Tochter gestolpert und in ein Schaff Milch gefallen, was soll man thun? Stampfer, der, obwohl er in Geldfragen ein weites Gewissen hat, ein sehr pflichttreuer Mensch ist und sonst sich diesen Vagabunden gegenüber ein Ansehen geben wollte, polterte. Die Herren amüsirten sich ruhig weiter und einer von ihnen sagte: Rebbe, ich weiß, die Milch soll man ausgießen, aber die „Mad" kann man brauchen.

„Jede andere Verwendung war besser als diese und darum folgerte ich, daß es Reb Model darauf abgesehen hatte, das geistige Leben in der Gemeinde zu fördern, und daher ein Stipendium zur Bestreitung der Studienkosten für einen jungen Mann aus der Gemeinde im Geiste der Stiftung liege."

„Hattest Du mit dieser kühnen Auslegung des Stiftsbriefes keine Opposition gefunden?" fragte Pulsnitz.

„Nicht viel. Da war wohl der Eine und der Andere, der dem Saul Berger feind war und seine Mißgunst hinter religiösen Skrupeln verbarg, oder aus Sympathie mit den Schnorrern, respektive aus Furcht vor einer Belastung der Gemeinde, sich dem Projekte widersetzte, aber die einzige richtige und ehrliche Opposition kam von dem Schmul Hirsch Schneeberger, dessen Frau Du heute morgens kennen gelernt hast. Der setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das Projekt zu Falle zu bringen, und — ich muß ihm das lassen — er vertrat ein Prinzip. Er war selbst noch ein Schüler von Rabbi Pinchas gewesen und wollte das Geld so verwendet wissen, wie es Rabbi Pinchas verwendete und, wenn es nicht möglich wäre, sollte man es nach einem ungarischen Städtchen schicken, wo Rabbi Menachem, einer von Rabbi Pinchas Schülern, ein neunzigjähriger Greis, noch eine Jeschiba unterhielt. Kurz, ich gewann den Prozeß und Schmule Hirsch wurde mir ein bitterer Feind. Dafür aber gelang es mir, Heinrich Berger auf dem Gymnasium zu erhalten und nach der Universität zu bringen, wo ihn eine entschiedene Neigung zum Studium der Kunstgeschichte führte.

„Es war nun erst recht nicht leicht, einen jungen Mann in einer so brodlosen Kunst zu erhalten. Ich schrieb an den hochgeehrten Herrn Kollegen in der Universitätsstadt. Die Antwort war ein kühles, höfliches Bedauern, sich in dem Falle mir nicht gefällig erweisen zu können, da man jetzt bei der Ueberfüllung der gelehrten Berufe in den Kreisen der Wohlthäter nicht leicht willige Ohren finde, wenn es sich um Förderung des Studiums handle. Ich machte mich daher selbst auf die Strümpfe und es gelang mir, durch die Empfehlung des Professors der Kunstgeschichte von zweien unserer Finanzbarone für Heinrich eine Jahresdotation zu erhalten, die ihm während der ersten zwei Jahre durchhalf. Der Wahrheit die Ehre! Er half sich bald selber. Eine

Frau Geheimrath von Hellheim spielte Mäcen. Sie ließ ihren Töchtern von ihm Zeichenunterricht ertheilen, empfahl ihn zu gleichem Zwecke bei ihren Freundinnen, verschaffte ihm Aufträge für dekorative Entwürfe und ließ ihn vor einem Zirkel ihrer Freundinnen Vorträge über Kunstgeschichte halten. Auf einer Ferienreise gelang es ihm, in dem unweit von hier gelegenen Schlosse der Familie Raiffenthal einige alte Kupferstiche von Schonburg, dem ältesten deutschen Kupferstecher, zu entdecken. Sie trugen ein älteres Datum als irgend eines der bisher bekannten Werke des Meisters und der Fund rief Aufsehen hervor. Es fehlte nicht an Widerspruch, und mein junger Heinrich führte einen gewandten Kampf in Fachblättern und gewann den Sieg insofern, als die hervorragendsten Autoritäten sich auf seine Seite stellten. Seine Dissertation „Schonburg's Einfluß auf die Kupferstiche der italienischen Meister" wurde von der Fachpresse sehr günstig aufgenommen. Er bewies darin, daß die ältesten italienischen Kupferstecher Nachtreter der Deutschen waren, und das that dem Nationalstolz außerordentlich wohl. So erhielt er eine Kustosstelle am Museum, und reist jetzt mit einem staatlichen Stipendium in Italien, um Studien in den dortigen Sammlungen zu machen."

Steinbach hielt inne und die Freunde schritten eine Weile schweigend nebeneinander. Pulsnitz war die ganze Zeit hindurch aufmerksamer Zuhörer gewesen und hatte wiederholt bewundernd zu dem Freunde aufgesehen.

„Reb Model," sagte er endlich, „darf sich bei Dir bedanken, daß Du sein Testament so freisinnig interpretirt hast, und nach diesem Erfolge konntest Du auch den Zorn des seligen Schmule Hirsch Schneeberger ertragen."

„Der hat sich lange vor seinem Tode vor mir ausgesöhnt" erwiderte Steinbach „und sich sogar zu dem Geständniß herbeigelassen, daß ich Recht haben dürfte, denn er habe bei dem Tode des Rabbi Menachem dessen Bachurim gesehen und sie so degenerirt gefunden, daß sie kaum besser seien als Stampfers Auditorium. Uebrigens hätte ich als Rabbiner einmal entschieden und, wenn die Weisen aus rechts links machen, sagt der Talmud, müsse man ihre Entscheidung annehmen. Zum Zeichen seiner Aussöhnung hat er mir seine Bibliothek vermacht, die zwar nicht sehr werthvoll ist, aber darunter war die Mantuaner Ausgabe des Sohar, die editio princeps, weißt Du, ein Prachtexemplar, und die Autorisation des Rabbi Pinchas von dem Schaagaß Arjeh, als blindem Greise, unterschrieben."

Der Sprecher unterbrach sich wieder und sah den Freund an, der ganz in Gedanken versunken schien. Da dieser nichts erwiederte, fuhr Steinbach fort: „Es ist doch merkwürdig, welche Schicksale die Bücher haben. Auf welchen Wegen mag dieser Sohar gereist und durch welche Hände mag er gegangen sein, bis er endlich in meine Bibliothek gerieth? Welche unermeßliche Verschiedenheit der Gedanken sind da herausgelesen und hineingelegt worden!"

„Du lebst in der Vergangenheit, David," begann Pulsnitz nach einer kleinen Weile. „Sehen wir die merkwürdigeren Wandlungen nicht vor Augen? Da hast Du deinen jungen Kunsthistoriker, geboren 1870, wollen wir sagen, den Sohn von Saul Berger, der seine Kühe aus dem Dorfe nach Hause treibt und dessen Schulbildung vor fünfzig bis sechzig Jahren nicht

über nothdürftiges Lesen und Schreiben hinausging. Der Großvater, etwa 1800 geboren, hat außer dem Talmud keine Wissenschaft anerkannt und hätte sicherlich in Müller's berühmtem Stiche der sixtinischen Madonna nur ein Götzenbild gesehen. Der etwa 1760 geborne Urgroßvater hat noch seinen gelben Fleck getragen, und hätte wohl jeden weltlichen Unterricht seiner Kinder als Verführung zur Apostasie perhorreszirt. Und ich, der Enkel eines polnischen Rabbiners, bin ich nicht ein lebendiges Zeugniß der unerbittlich amalgamirenden Gewalt des Zeitgeistes, wäre ich es nicht, wenn ich ein ganz orthodoxer, moderner Rabbiner wäre!"

Ein lauter Ruf: „Herr Rabbiner, Herr Rabbiner!" unterbrach diese Rede. Die Freunde wandten sich um und gewahrten einen beleibten Mann von untersetzter Gestalt in Hemdärmeln, die Aermel über die Elbogen aufgestreift und eine weiße Schürze vorgebunden, ihnen nacheilen. Sie blieben stehen und Steinbach deutete durch eine Handbewegung an, daß der Laufende seine Eile mäßigen solle."

„Was giebt's, Herr Klein?" fragte er, als der Mann keuchend herangekommen war.

Der Angeredete wischte sich mit dem Zipfel seiner Schürze den Schweiß von der Stirne und machte einige vergebliche Versuche zu sprechen. Seine Brust und seine Schultern hoben und senkten sich, sein Athmen hörte sich wie das Schnauben einer Lokomotive an und es dauerte einige Minuten, bis er die Worte hervorstoßen konnte: „Herr Rabbiner, machen Sie mich nicht unglücklich!" worauf er wieder zu keuchen begann.

Steinbach lächelte. Trotz der Güte, die sich in dem männlich schönen, ernsten Antlitze aussprach, konnte man in seinen Zügen doch das Gefühl der Befriedigung lesen, welches das Bewußtsein der Macht dem Menschen verleiht.

„Ich kann mir es wohl denken, warum Sie kommen," sagte er in ruhigem Tone. „Hat Ihnen Stampfer nicht berichtet, daß ich Ihnen abends in Schul' Bescheid geben will!"

„Aber, Herr Rabbiner! Ich brauche das Fleisch. Bei Weinberger haben sie die Leber bestellt und der Frau Hirschmann habe ich das Gehirn versprochen, und Bermann in Heinrichsbad nimmt den Lendenbraten. Das muß noch mit der Post abgeschickt werden. Um Gotteswillen, Herr Rabbiner, machen Sie mich nicht unglücklich!"

Steinbach behielt seine völlige Ruhe. „Mein lieber Jokew," sagte er „ich muß mir die Sache überlegen. Wie Sie sehen, habe ich einen Besuch hier, einen Freund, den ich seit vierzehn Jahren nicht gesehen habe. Ich konnte mir bis jetzt nicht die nöthige Zeit nehmen, eine so schwierige Frage zu entscheiden." Bei diesen Worten wandte er sich zum Gehen.

Der Metzger faßte ihn am Arme. „Herr Rabbiner," schrie er, „wie heißt? Zahle ich denn nicht zur Gemeinde? Das Schechitegeld, das ich ein Jahr zahle, macht mehr aus wie die Steuern des reichsten Mannes. Meine Angelegenheiten sind gerade so wichtig wie die eines Anderen.

Steinbach lächelte. „Herr Klein, wenn Sie keinen Gemeindebeitrag bezahlen werden und mir die Gemeinde meinen Gehalt um diesen Betrag kürzen

wird, werde ich das ertragen müssen. Wenn Sie sich aber den Anordnungen des Schächters nicht fügen wollen, wird er den Auftrag erhalten, bei Ihnen nicht zu schächten. Das hängt ganz von Ihnen ab. Adieu!"

Der Metzger klammerte sich mit eisernem Griffe an den Arm des Rabbiners an. „Soll ich nicht erleben von der Stelle zu gehen," schrie er, „wenn ich an so etwas gedacht habe, so wahr, wie ich will, daß mein Weib und meine acht Kinder mir gesund sein sollen und leben" —

„Schwören Sie nicht," unterbrach ihn Steinbach mit unwilliger Handbewegung.

„Herr Rabbinerleben, so soll uns Gott, gelobt sei er, geben, was unser Herz begehrt, wie ich keinen Gedanken gehabt habe, so etwas in mein Maul zu nehmen. Wenn Sie werden sagen „trephe," ist es gewiß sehr hart, aber ich kann mir nicht helfen, jedoch möchte ich wenigstens wissen, wie ich daran bin. Der Stampfer ist ein schlechter Mensch, er will mir die Kunden zum Goj hintreiben. Ich weiß ja, warum. Seit man hat die Schechite gesteigert, gebe ich ihm nicht mehr die Milz, und darum thut er mir Alles, was er kann, lehachiß."

„Lassen Sie Stampfer aus dem Spiele," erwiderte der Rabbiner. „Warum hat Adolf kein Malbusch gemacht?"

„Hätt' Stampfer ein Wort gesagt —"

„So! Nun, dann wollen wir ihn heute abends verhören," sagte Steinbach in ruhigem Tone.

„Nun, ja, Herr Rabbiner," stammelte der Metzger, „wie schon die Jungen sind! Ich hab' ihm schon sein Theil gegeben, er wird es nicht mehr thun, so sollen wir Alle leben bei Weib und Kind."

„Schwören Sie schon wieder?"

„Herr Rabbiner, es ist ja keine Kleinigkeit. Wenn ich heute nicht an Bermann das Fleisch schicken kann, verliere ich seine Kundschaft und das ist mein halbes Geschäft. Herr Rabbinerleben, ich habe doch acht Kinder, sie sollen mir gesund sein."

Steinbach wurde schwankend. „Nun, ich will es mit meinem Freunde besprechen und wenn ich zurückkomme, will ich mich bei Ihnen aufhalten und Ihnen Bescheid sagen."

Jokew erkannte seinen Vortheil. „Herr Rabbiner, entschuldigen Sie mir," sagte er schlau lächelnd, „Sie brauchen keinen zur Hülfe und Sie wissen es jetzt gerade so gut wie später. Es ist doch nur eine Kleinigkeit. Die Lunge ist ganz weiß. Ein gesundes, zweijähriges Rind; nicht ein Makel daran. Und wenn die Leute hören, es war eine „Scheile," wollen sie nicht kaufen. Vergessen Sie nicht, Herr Rabinerleben, ich habe acht Kinder, sie sollen mir gesund sein. Ich werd' nicht schwören," fügte er rasch hinzu, als der Rabbiner seinen Zeigefinger drohend erhob. „Aber ich habe doch in meinem Leben noch nichts aus meiner Bank herausgehen lassen, was verboten ist."

„Können Sie mir Ihr Wort geben, daß Sie und Ihr Sohn sich den Anordnungen des Schochet fügen werden?"

„So soll ich . . . nein, nein, ich schwör' nicht, Herr Rabbiner. Sie können sich darauf verlassen."

„Nun, da soll es heute noch hingehen. Koscher!"

„Herr Rabbiner, Gott soll es Ihnen bezahlen!" rief Jokew, indem er sich umwandte und seine Schritte nach dem Städtchen richtete. „Es ist mir ein Stein vom Herzen!"

---

7. Kapitel.

Der Spaziergang.

„Da hast Du wieder eine dankbare Seele geschafien," begann Pulsnitz, nachdem der Metzger ihren Blicken entschwunden war und sie den schattigen Waldweg, der auf die Höhe führte, emporstiegen.

„Als Dichter solltest Du ein besserer Psychologe sein," erwiderte der Freund lächelnd. „Im gegenwärtigen Augenblicke ist Jokew Klein mein bitterster Feind. Er haßt mich, weil er in mir die Ursache seiner Aufregung, seines Zeitverlustes und seines eventuellen geschäftlichen Entganges sieht. Er wäre nicht Alltagsmensch, wenn er Verhältnisse, die ihn berühren, nicht von dem engherzigen Gesichtspunkte seines Selbst aus betrachten würde. Er haßt mich, weil er sich meiner Autorität fügen mußte, und auch darin ist er Alltagsmensch. Wir Alle rebelliren gegen die Autorität manchesmal laut, häufiger schweigend. Er haßt mich endlich, weil er sieht, daß ich Großmuth gegen ihn geübt habe, und auch das ist erst recht allgemcin menschlich. Wir alle bäumen uns auf gegen die Verpflichtung der Dankbarkeit. Auch Herr Custos Heinrich Berger beginnt mein bescheidenes Dasein als einen drückenden Vorwurf zu empfinden."

„David, Du überraschest mich durch Deinen Pessimismus."

„Pessimismus nennst Du das?" sagte Steinbach, „was ich nur unbefangene Betrachtung der Sachlage nennen möchte."

„In verbis simus faciles! Es kommt ja auf das Wort nicht an. Sagen wir also, daß Du mich durch Deine unbefangene Auffassung der Sachlage überrascht hast. Auf alle Fälle hat Jokew Grund, Dir dankbar zu sein, denn Du hättest ebenso gut eine ihm und seinem Ochsen ungünstige Entscheidung treffen können."

„Hältst Du mich einer solchen Willkür für fähig?"

„Willkür!" rief Max. „Was ist Willkür? Im Grunde doch nur eine subjektive Meinung und jede Gesetzesauslegung ist subjektiv, ganz besonders, wenn das Gesetz selbst ein kasuistisches Kartenhaus ist."

„Willst Du auch jetzt den Vorwurf des Rationalismus von Dir abweisen?" fragte Steinbach.

„Ich will es nicht, obwohl ich es könnte," war die in bestimmtem Tone abgegebene Antwort. „Was ist denn Rationalismus anderes, als der negative Theil der Kritik. Du jagst mit Deinem Spotte und Deinem so überlegenen Wissen Frau Hirschmann ins Bockshorn. Bei mir gelingt Dir das nicht, obwohl ich willig Deine gelehrte Suprematie anerkenne. Hat denn Frau Hirschmann so Unrecht mit ihren Einwürfen gegen die Speisegesetze?" (Fortsetzung folgt.)